

**Sitzungsberichte**  
der  
**Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften**  
**Philosophisch-philologische und historische Klasse**  
**Jahrgang 1908, 10. Abhandlung**

---

**Versuch einer Theorie der Bedürfnisse**

von

**Lujo Brentano**

Vorgelegt am 5. Dezember 1908

---

München 1908

Verlag der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften  
in Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth)

Charter of the

referred to in the ...  
...  
...

---

...

...

...

...

...

...

Es gibt ältere Nationalökonomien, die so geredet haben, als bildeten die Güter den Mittelpunkt der volkswirtschaftlichen Betrachtung und als sei der Mensch für diese nur als Mittel zur Vermehrung der Güter von Wichtigkeit. Demgegenüber war es verdienstlich, wenn Schäffle 1861 betont hat:<sup>1)</sup> Ausgangs- und Zielpunkt der Volkswirtschaft ist der Mensch.

Statt dessen läßt sich auch sagen: Ausgang aller Wirtschaft ist das Bedürfnis. Der Mensch empfindet Bedürfnisse. Diese rufen seine wirtschaftliche Tätigkeit hervor. Ihr Ziel ist die Befriedigung der Bedürfnisse. Mit Recht ist daher zu sagen: die Theorie der Bedürfnisse ist die wissenschaftliche Grundlage der Wirtschaftslehre.<sup>2)</sup>

Die Bedürfnisse sind aber nicht bei verschiedenen Menschen, Klassen, Völkern dieselben, noch auch sind sie gleichbleibende. Sie sind verschieden in den verschiedenen Zeiten nach Art und Menge. Es gilt für den realistischen Forscher daher, nicht bloß die Bedürfnisse an sich zu untersuchen, sondern sie in ihrer historischen Erscheinung und in den Wirkungen, welche Art und Menge derselben auf das Wirtschaftsleben ausüben, ins Auge zu fassen.

---

<sup>1)</sup> Mensch und Gut in der Volkswirtschaft. Deutsche Vierteljahrschrift, 1861, S. 232 ff.

<sup>2)</sup> Nach Banfields richtigen Ausführungen (Banfield, Four lectures on the organization of industry. London 1845, p. 11) ist die wissenschaftliche Grundlage der Volkswirtschaftslehre eine Theorie der Konsumtion.

## I.

Was verstehen wir unter einem Bedürfnis?<sup>1)</sup>

Vom ersten Eintritt ins Leben an empfinden wir Schmerz und Lust. Wir fliehen das Eine und suchen das Andere. Teils wurzelt der Schmerz in Störungen, welche eine Unlustempfindung verursachen, teils ist es das Entbehren von Glück, was eine Unlustempfindung hervorruft, immer aber wurzelt die Unlustempfindung in einem Mangel, in dem Mangel dessen, was die Störung aufhebt oder das ersehnte Glück schafft.<sup>2)</sup>

Mit jedem Unlustgefühl entsteht das Verlangen, es zu beseitigen, und zwar stärker oder schwächer, je nach der Stärke des Unlustgefühls, das es hervorruft.<sup>3)</sup> Es richtet sich auf die Behebung des Mangels, in dem das Unlustgefühl seine Ursache hat.

Jede Unlustempfindung verbunden mit dem Streben, sie durch Behebung des Mangels, den sie hervorruft, zu beseitigen, heißt ein Bedürfnis, die Behebung des Mangels Befriedigung des Bedürfnisses, Genießen, Genuß.

In dem Maße, in dem der Mangel behoben wird, tritt Lustempfindung an die Stelle von Schmerz. Eine Unlustempfindung mindern heißt also, wie Stanley Jevons<sup>4)</sup> bemerkt,

---

1) Vgl. Oskar Kraus, Das Bedürfnis. Ein Beitrag zur beschreibenden Psychologie. Leipzig 1894. — Über F. Čuhel, Zur Lehre von den Bedürfnissen. Theoretische Untersuchungen über das Grenzgebiet der Ökonomik und der Psychologie, Innsbruck 1907, vgl. die Kritik von O. Kraus im 17. Band der Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, S. 499 ff.

2) Vgl. Genovesi, Lezioni di economia civile, parte I, cap. 2, § 1—5.

3) Ehrenfels, System der Werttheorie, Leipzig 1897, I, 16, bestreitet, daß die Festigkeit des Willens, das Unlustgefühl zu beseitigen, von der Intensität des letzteren bedingt wird. Zum Belege führt er Fälle auf, in denen ein Unlustgefühl nicht vorhanden ist und dementsprechend auch kein Wille, es zu beseitigen, ausgelöst wird. Sie bestätigen, was er bestreiten will. Im übrigen ist die ganze Grenznutzenlehre, der Ehrenfels ja zustimmt, eine Widerlegung seiner Aufstellungen.

4) Stanley Jevons, The theory of political economy. 3. ed. London 1888, p. 32. Vgl. übrigens hiezu Maffeo Pantaleoni, principii di economia pura. Firenze 1889, p. 35.

so viel wie das Lustgefühl steigern und umgekehrt, und Unlust- und Lustempfindungen verhalten sich wie negative und positive Größen. Das Verhältnis einer gegebenen Anzahl von Unlust- und Lustempfindungen ergibt sich durch das Abziehen der kleineren Summe der einen von der größeren der anderen. Durch Erzielung des größtmöglichen Überschusses der Lust über die Unlustempfindungen wird also das Wohlgefühl auf sein Höchstes gesteigert. Dies zu erreichen, erstreben die Menschen.

Damit entsteht die Frage, wodurch die Größe dieses Überschusses bedingt wird, m. a. W., was bedingt die Größe des Wohlgefühls, das die Bedürfnisbefriedigung schafft?

Um die Frage zu beantworten, müssen wir vorerst die verschiedenen Arten der Bedürfnisse und ihre Bedeutung für die Verwirklichung des größten Wohlgefühls kennen lernen.

## II.

Als die wichtigste Unterscheidung der Bedürfnisse erscheint mir die in körperliche und geistige. Denn wenn vorhin gesagt wurde, wir flöhen den Schmerz und suchten die Lust, so sind unter den Schmerz- und Lustgefühlen, welche ein Bedürfnis hervorrufen, nicht etwa bloß körperliche verstanden.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Dagegen protestiert schon Mercier de la Rivière in „L'ordre naturel et essentiel des sociétés politiques“, Londres 1767, I, 8 . . . „si nous voulons donner quelque attention aux deux mobiles qui sont en nous les premiers principes de tous nos mouvements: l'un est l'appetit des plaisirs, et l'autre est l'aversion de la douleur. Par l'appetit des plaisirs on ne doit pas entendre seulement l'appetit des jouissances purement physiques, de ces sensations agréables qui naissent en nous nécessairement, selon la disposition naturelle de nos sens, et sans le concours de nos facultés intellectuelles; mais sous le nom de plaisirs, il faut comprendre encore ce que nous pouvons nommer la delectation de l'âme, ces vives et douces affections qui la pénètrent si délicieusement; qui la remplissent sans lui laisser aucun vide, qui naissent des rapports que nous avons avec les êtres de notre espèce, et que nous ne pouvons éprouver que dans la société. De même quand je parle de l'aversion de la douleur, l'idée que je veux présenter ne doit point être resserrée dans ce qui concerne les maux physiques: elle embrasse encore toutes

Weit heftiger als physische sind oft die Schmerz- und Lustgefühle der Seele. Insbesondere unsere Beziehungen zu anderen Menschen, Freundschaft und Feindschaft, Liebe und Haß, Ehre und Mißachtung verursachen fortwährend Freud und Leid und werden ebenso wie patriotische, religiöse, politische, Klassen-Empfindungen ein nicht geringerer Antrieb zu wirtschaftlicher Tätigkeit als die körperlichen Bedürfnisse.

Die Unterscheidung der Bedürfnisse in körperliche und geistige geht auf Aristoteles zurück. In seiner Politik (VII, 1) stellt er den äußeren die geistigen Güter gegenüber, und sein Kommentator Thomas von Aquin<sup>1)</sup> hat daran die Unterscheidung zwischen Bedürfnissen, die auf äußere Güter gerichtet sind, und geistigen Bedürfnissen geknüpft. Darauf finden wir bis zum Ausgang des 18.<sup>2)</sup> und Beginn des 19. Jahrhunderts<sup>3)</sup> die Unterscheidung der Bedürfnisse in physische und psychische oder körperliche und geistige. Seitdem ist sie zu Gunsten einer anderen in den Hintergrund getreten. Statt von physischen

les situations pénibles, ennuyeuses et affligeantes dans lesquelles l'âme ne peut se trouver qu'à l'occasion de notre existence en société. Ces sortes d'affections sociales, quoiquelles ne nous soient communiquées que par l'entremise de nos sens, prennent sur nous un tel empire, qu'elles nous forcent souvent à leur sacrifier nos sensations physiques les plus chères: c'est à ces affections sociales que nous obéissons, lorsque nous paraissons renoncer à nous mêmes, pour ne plus vivre que dans les autres; pour ne plus jouir que de leurs propres jouissances, pour ne plus connaître le plaisir, qu'autant qu'il passe par eux pour arriver jusqu'à nous; nous leur obéissons encore lorsque nous nous élevons jusqu'au mépris des richesses et de la vie, et que nous préférons la douleur physique, la mort même au déshonneur où à quelque autre chagrin qui naît de nos rapports avec la société."

<sup>1)</sup> Vgl. Thomae Aquinatis etc. in octo lib. polit. Aristotelis expositio, im 4. Bande der Antwerpener Ausgabe der Werke von 1612, p. 114.

<sup>2)</sup> Vgl. z. B. Mercier de la Rivière in der eben wiedergegebenen Stelle, (Le Comte de Buat), *Éléments de la politique ou recherche des vrais principes de l'économie sociale*, Londres 1773, I, 77 ff., Briganti, *Esame economico del sistema civile* (1780), Ausgabe der *Economisti Italiani* von Custodi, parte moderna, t. XXVIII. Milano 1804.

<sup>3)</sup> Vgl. Henri Storch, *Cours d'économie politique*. St. Petersburg 1815, I, p. 49 ff.

und psychischen sprachen Neuere von natürlichen und willkürlichen Bedürfnissen, — andere Benennungen, die noch selbst von demselben Unterscheidungsmerkmal ausgingen. Aber sie sollten den Übergang bilden zu einer anderen Einteilung. Man unterschied zwischen Bedürfnissen, die gestillt werden müssen, wenn nicht die Existenz des Menschen vernichtet werden soll, und von solchen, deren Nichtbefriedigung keine derartige verhängnisvolle Wirkung nach sich zieht, und sprach von Grund- und Nebenbedürfnissen,<sup>1)</sup> notwendigen, unabweislichen oder absoluten und überflüssigen oder relativen Bedürfnissen.<sup>2)</sup> Damit wurde die Dringlichkeit, mit der die einzelnen Bedürfnisse empfunden werden, die Beschwerde, welche ihre Nichtbefriedigung nach sich ziehen würde, zum entscheidenden Merkmal gemacht. Da auch geistige Bedürfnisse, wie z. B. die Wahrung der Ehre, zu den unabweislichen und umgekehrt körperliche Bedürfnisse zu den überflüssigen Bedürfnissen gehören, ist klar, daß diese neue Einteilung mit der alten nicht zusammenfällt. Allein auch sie hat ihre praktische Bedeutung, wenn auch nicht eine so tiefgreifende wie die, welche der alten Unterscheidung der Bedürfnisse in körperliche und geistige zukommt.

Die große Bedeutung des Unterschieds zwischen leiblichen und geistigen Bedürfnissen haben schon Aristoteles, Thomas von Aquin und die Neueren, welche ihnen gefolgt sind, betont: „Das Bedürfnis nach äußeren Gütern“, sagt Thomas,<sup>3)</sup> „hat eine Grenze, die geistigen Bedürfnisse dagegen sind grenzenlos.“ So wie das wörtlich lautet, ist es freilich nicht richtig. Wo das Begehren nach äußeren Gütern von psychischen Bedürfnissen getragen ist, ist auch es grenzenlos; hat doch Aristoteles selbst das Streben nach Geldbesitz als etwas ins Unendliche Gehendes bezeichnet;<sup>4)</sup> wohl aber kann man von

1) Gottlieb Hufeland, Neue Grundlegung der Staatswirtschaftskunst. Gießen und Wetzlar 1807, I, 24.

2) F. B. W. v. Hermann, Staatswirtschaftliche Untersuchungen. 2. A. München 1870, p. 82.

3) „Appetitus bonorum exteriorum terminum habent. Appetitus autem eorum quae circa animam non habent.“ A. a. O.

4) Politik I, 9.

den leiblichen Bedürfnissen sagen, daß sie beschränkt sind. Desgleichen läßt sich auch von den Gütern, welche unserem geistigen Bedürfnissen dienen, nicht sagen, daß wir sie in unbegrenzter Menge verlangen. Jedes auf einen bestimmten einzelnen Genuß und die Güter, die ihm dienen, gerichtete Bedürfnis ist begrenzt, auch wenn der Genuß ein geistiger ist. Allein wenn auch jedes einzelne Bedürfnis begrenzt ist, so ist doch — und hierin liegt der Gegensatz zum Begehren zur Befriedigung physischer Bedürfnisse — das seelische Begehren an sich unbegrenzt, und als Folge ruft jede Bereitung eines einzelnen, ihm dienenden Genusses sofort ein neues, höheres, qualitativ intensiveres Bedürfnis hervor.

Die Bedeutung der Unterscheidung zwischen absoluten und relativen Bedürfnissen zeigt sich in dem verschiedenen Maße der Elastizität der einen und anderen. Die absoluten sind, eben weil sie unabweislich sind, wenig elastisch, d. h. sie sind weder einer großen Einschränkung noch auch einer großen Ausdehnung fähig; denn da sie unter allen Umständen befriedigt werden müssen, führt ein Überfluß der zu ihrer Befriedigung verfügbaren Mittel, wie z. B. bei den Getreide verzehrenden Völkern ein Überfluß von Brot, sehr bald zu Sättigung, Übersättigung und Überdruß. Dagegen sind die relativen oder überflüssigen Bedürfnisse von großer Elastizität. Sie gelangen erst zur Befriedigung, nachdem die unabweislichen Bedürfnisse Befriedigung gefunden haben, je nachdem sich Mittel bieten in größerem oder geringerem Maße.

Drittens unterscheiden sich die Bedürfnisse nach dem Maße, in dem ihre Befriedigung bei passivem Verhalten oder aktiver Betätigung der menschlichen Fähigkeiten stattfindet: Ohne irgendwelche aktive Betätigung der letzteren läßt sich wohl kaum ein Bedürfnis befriedigen; selbst die Stillung des Hungers bedarf zur Verdauung und Assimilierung der Nahrung der Mitwirkung menschlicher Organe. Aber es besteht zwischen Bedürfnissen, bei deren Befriedigung die menschlichen Fähigkeiten mehr oder minder automatisch mitwirken, und denen, deren Befriedigung nur durch zielbewußte Betätigung derselben

erfolgen kann, wie z. B. beim Schaffensbedürfnis, doch ein gewaltiger Unterschied, der nicht nur für die Summe des Wohlfühls, das ihre Befriedigung hervorruft, sondern auch wirtschaftlich und sozial, wie sich noch zeigen wird, von größter Bedeutung ist.

Es werden viertens die Bedürfnisse in unmittelbare und mittelbare unterschieden, je nachdem sie sich auf ein Gut richten, das unmittelbar zu ihrer Befriedigung dient, oder das nur deshalb begehrt wird, weil es instand setzt, die zu unmittelbarer Bedürfnisbefriedigung dienenden Güter zu schaffen, z. B. Bedürfnis nach Brot im Gegensatz zum Bedürfnis nach einem Backofen.

Dagegen ist eine Unterscheidung der Bedürfnisse in gegenwärtige und zukünftige nicht angebracht. Nicht als ob Unlust- und Lustempfindungen nur durch Gegenwärtiges hervorgerufen werden könnten; auch das Zukünftige kann die einen wie die anderen verursachen, wie z. B. eine drohende Gefahr, eine mögliche Erkrankung, der dereinst sichere Tod, und umgekehrt schafft die Vorfreude oft größere Wonne als das wirkliche Eintreten des Ereignisses, das sie voraussieht. Allein alle diese Ereignisse der Zukunft veranlassen ein bestimmtes Begehren und ein dementsprechendes Handeln doch nur, insofern sie Unlust- und Lustempfindungen in der Gegenwart auslösen; auch zukünftiges Leid und Freud ist die Veranlassung von gegenwärtigen Bedürfnissen. Furcht vor zukünftigem Ungemach ruft sogar oft in der Gegenwart Unlustempfindungen hervor, die größer sind als die, welche der Verzicht auf einen augenblicklich möglichen Genuß mit sich bringt; und die Aussicht auf einen Genuß in der Zukunft kann in der Gegenwart größere Befriedigung geben als ein Genuß in der Gegenwart. Dies führt dann zum Verzicht auf den Genuß in der Gegenwart zu Gunsten des Genusses in der Zukunft. Wer immer ein Gut aufhebt, statt es in der Gegenwart zu genießen, zeigt damit, daß ihm die Antizipation eines in der Zukunft zu erwartenden Genusses oder die Abwehr eines zukünftigen Nachteils gegenwärtig größere Lust bereitet, als wenn er das Gut

in der Gegenwart genösse. Darauf beruhen die Ansammlung des Kapitals, das Versicherungswesen, die guten Werke und Stiftungen zur Sicherung des Wohlergehens nach dem Tode.

Kapital ansammeln ist ein mittelbares, aber kein zukünftiges Bedürfnis. Kapital anzusammeln wird in der Gegenwart als Bedürfnis empfunden um eines Vorteils willen, der allerdings erst in der Zukunft zur Reife gelangt, dessen Sicherung für die Zukunft aber in der Gegenwart bereits Lust bereitet.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Eugen von Böhm-Bawerk will bekanntlich den Kapitalzins daraus erklären, daß der Kapitalist, indem er gegen das Versprechen künftiger Rückzahlung Kapital ausleiht, mehr hingibt, als er dafür empfängt; denn 100 M in der Gegenwart seien mehr als 100 M in der Zukunft; die Zinsleistung habe die Aufgabe, die Differenz zwischen dem gegenwärtigen und dem zukünftigen Werte auszugleichen. (Vgl. sein Werk „Kapital und Kapitalzins“, 2 Bände, in 1. A., Innsbruck 1884, 1889.) Kapitalisieren heißt aber nichts anderes, als auf einen Genuß in der Gegenwart zu Gunsten eines Genusses in der Zukunft verzichten. Wären 100 M für den, der sie ausleiht, in der Gegenwart mehr wert als 100 M in der Zukunft, so würde das Kapital gar nicht aufgehäuft werden. Die Tatsache, daß kapitalisiert wird, zeigt allein schon, daß in dem Falle, in dem dies geschieht, 100 M in der Zukunft für den Ausleiher mehr wert sind, als 100 M in der Gegenwart, und damit das Unhaltbare der Böhm-Bawerkschen Kapitalzinslehre. Angenommen, jemand habe ein Einkommen von 3000 M; er empfindet das Bedürfnis nach Nahrung, Kleidung, Wohnung, Erholung, Erheiterung, außerdem wird er von der Sorge um seine Zukunft gequält. Er verwendet das Notwendigste auf die erstgenannten Bedürfnisse; er könnte noch mehr darauf verwenden, allein der Genuß, den die Mehrverwendung, nachdem für das Notwendigste gesorgt ist, bringen würde, wäre geringer als der Genuß, den ihm die Sicherheit bringen würde, gegen einen in der Zukunft ihm drohenden Mangel geschützt zu sein. Infolgedessen bricht er mit der Verwendung seines Einkommens auf die erstgenannten Bedürfnisse, sagen wir, bei 2900 M ab und verwendet seine letzten 100 M auf die Sicherung gegen den Mangel in der Zukunft. Indem er sie kapitalisiert und ausleiht, geben sie ihm in der Gegenwart einen größeren Genuß, als wenn er sie auf die erstgenannten Bedürfnisse verwenden würde. Ebenso wie in diesem angenommenen Falle ist es allgemein. Je größer das Einkommen, in um so größerem Maße wird kapitalisiert und ausgeliehen, weil die Verfügung über ein Kapital in der Zukunft schon in der Gegenwart größeren Genuß verleiht als seine Verwendung auf unmittelbare Bedürfnisse. Was ist es denn, was unsere übersättigten Archimillionäre

## III.

Es liegt auf der Hand, daß, um das größtmögliche Wohlgefühl zu verwirklichen, zunächst die Bedürfnisse befriedigt werden müssen, die am dringlichsten empfunden werden. Erst nachdem für sie gesorgt ist, kann an die Befriedigung der minder dringlichen gedacht werden.

---

zu weiterer Anhäufung antreibt, als daß die Aussicht auf noch weitere Steigerung ihrer gesellschaftlichen Stellung und Macht in der Zukunft ihnen in der Gegenwart schon größeren Genuß bereitet, als wenn sie ihr überschüssiges Einkommen auf unmittelbare Bedürfnisse verwenden würden! Für den Schuldner allerdings ist das empfangene Kapital in der Gegenwart mehr wert als in der Zukunft. Es ist dies wegen der Nutzung, die ihm der empfangene Wert in der Zwischenzeit abwirft, und für die Überlassung dieses Werts zahlt er in dem Zinse den Preis. Der von Böhm-Bawerk dagegen erhobene Einwand, daß ja bei einem Darlehen, sagen wir, von 100 M die hundert Markstücke in das Eigentum des Schuldners übergangen, diesem daher die Nutzung der 100 M an sich schon zustehe, und es daher unerfindlich sei, wie er dazu kommen solle, für diese Nutzung nochmals zu zahlen, ist nicht zutreffend. Wenn man ihn hört, sollte man meinen, das geliehene Kapital bestehe in dem Gegenstand, in dem es jeweils verkörpert ist, und nicht vielmehr in dessen Wert. Allerdings gehen die hundert Markstücke in das Eigentum des Schuldners über, weil er ihren Wert sonst nicht nutzen kann, nicht aber ihr Wert; denn der Mehrung seines Habens durch Empfang der hundert Markstücke steht die entsprechende Mehrung seines Solls gegenüber; und eben, weil der Kapitalgehalt der hundert Markstücke nicht in sein Vermögen übergegangen ist, muß er dafür, daß ihm die Nutzung dieses Kapitals überlassen wird, zahlen. Es bleibt also bei der alten Lehre, welche im Zinse das Soll oder den Preis für Überlassung der Kapitalnutzung sieht. Andernfalls könnte, wie mir ein Student im ersten Semester treffend bemerkte, der Schuldner dem Gläubiger sagen, daß wenn 100 M in der Zukunft weniger wert seien als 100 M in der Gegenwart, 100 M in der Vergangenheit erst recht weniger wert seien als 100 M in der Gegenwart; indem er ihm für in der Vergangenheit empfangene 100 M in der Gegenwart 100 M zurückgebe, gebe er also mehr zurück als er empfangen habe, und habe daher auch keinen Ausgleich der Differenz zwischen dem Wert dessen, was er empfangen habe und was er zurückerstatte, zu zahlen; vielmehr sei es der Gläubiger, der ihm einen solchen Ausgleich schulde.

Die Einteilung der Bedürfnisse in absolute, die befriedigt werden müssen, wenn nicht die Existenz des Menschen vernichtet werden soll, und relative, deren Nichtbefriedigung keine derartige verhängnisvolle Wirkung nach sich zieht, macht logisch keine Schwierigkeiten; tatsächlich ist es aber äußerst schwierig, auch nur die Hauptarten der Bedürfnisse nach Maßgabe der Dringlichkeit, mit der sie empfunden werden, in einer allgemein gültigen Reihenfolge zu ordnen. Einzelne empfinden Bedürfnisse als die dringendsten, die von Anderen gar nicht empfunden werden, wie z. B. religiöse Bedürfnisse, gewisse Forderungen der Ehre. Ja nach der Gesittungsstufe gehen in der Dringlichkeit, mit der die verschiedenen relativen Bedürfnisse seitens ganzer Klassen und Nationen empfunden werden, fortwährend Wandlungen vor sich, und je mehr die Zivilisation fortschreitet, desto mehr Bedürfnisse gehen aus der Kategorie der relativen in die der absoluten über, wie z. B. das Bedürfnis nach Reinlichkeit und seine verschiedenen Äußerungen. Indes dürfte vielleicht die folgende Reihenfolge der Bedürfnisse dem tatsächlichen Unlustgefühl entsprechen, welche ihre Nichtbefriedigung dem Durchschnitt der Menschen verursacht.

Die egoistischen Bedürfnisse gehen hinsichtlich der Dringlichkeit, mit der sie empfunden werden, als Regel den altruistischen vor; eine Ausnahme pflegen nur die in der Mutterliebe wurzelnden Bedürfnisse zu machen. Man versteht unter egoistischen Bedürfnissen diejenigen, bei denen das Unlustgefühl in einem Mangel wurzelt, der das eigene Dasein berührt; bei den altruistischen hat das Unlustgefühl seine Ursache in dem Mangel eines anderen, dessen gegenwärtiges oder zukünftiges Glück oder Unglück in uns eine Lust- oder Unlustempfindung in der Gegenwart weckt, welche das Streben nach Beseitigung des Mangels des anderen in uns auslöst.

Unter den egoistischen Bedürfnissen pflegen die physischen als die dringlichsten empfunden zu werden, und zwar stehen an der Spitze

1. Alle Bedürfnisse der baren Lebenserhaltung und der Notdurft.

Das allgemeinste darunter ist das Bedürfnis nach Nahrung. Der Mensch braucht, um sein Leben zu erhalten, Eiweißkörper, Fette und Kohlehydrate. Von Eiweißkörpern braucht er täglich wenigstens 100 Gramm; über die Menge der Fette und Kohlehydrate, deren wir zu unserer täglichen Nahrung bedürfen, läßt sich keine Norm aufstellen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß arbeitende Menschen, die sich genügende Nahrung verschaffen können, täglich 50 bis 200 Gramm Fett und 300 bis 800 Gramm Kohlehydrate neben 120 bis 150 Gramm Eiweiß verzehren.<sup>1)</sup> Von jedem der drei Stoffe muß die erforderliche Menge täglich in den Körper neu aufgenommen werden; fehlt es an der erforderlichen Menge eines einzigen, so geht der Körper zu Grunde.

Allein obwohl jeder der genannten drei Nährstoffe unentbehrlich ist, zeigt sich schon bei ihnen ein verschiedenes Maß in der Dringlichkeit, mit der sie begehrt werden. Die erforderliche Nahrung kann und muß auf die verschiedenste Weise aus Kohlehydraten und Fetten kombiniert werden, je nach den Verhältnissen, in denen der Mensch lebt. Je angestregter die Muskelarbeit, um so reicher muß die Nahrung an Kohlehydraten sein, da diese durch Muskelarbeit vor allem verbraucht werden; je niedriger die Temperatur der Umgebung, um so reicher an Fett. „Reisende im hohen Norden berichten übereinstimmend, daß sie sehr bald die Gewohnheit der nordischen Naturvölker angenommen haben, täglich mit Behagen ein paar Pfund Butter oder Tran zu verzehren, und daß der frühere Widerwille gegen große Fettmengen sich sofort wieder einstellte, sobald sie in wärmere Zonen zurückkehrten. Die Neger auf den Plantagen in den Tropenländern dagegen genießen bei der schwersten Muskelarbeit eine an Fetten arme, aber an Kohlehydraten sehr reiche Nahrung“ (Bunge).<sup>2)</sup>

Nur nach Eiweiß im Betrag von wenigstens 100 Gramm besteht ein absolutes Bedürfnis. Wohl aber zeigt sich, was die

---

1) Vgl. G. Bunge, Lehrbuch der physiologischen und pathologischen Chemie. Leipzig 1887, S. 79.

2) A. a. O., S. 79.

Form angeht, in der diese 100 Gramm Eiweiß in den Körper eingeführt werden, eine Relativität im Bedürfen. Das in den verschiedenen Nahrungsmitteln enthaltene Eiweiß wird nämlich in verschiedenem Maße resorbiert; für die Ernährung aber kommt es nicht an auf die in den aufgenommenen Nahrungsmitteln enthaltene, sondern resorbierbare Eiweißmenge. Das in den Vegetabilien enthaltene Eiweiß bleibt zu einem weit größeren Teil unresorbiert, als das in Fleischnahrung enthaltene; folglich müssen, um die nötigen 100 g Eiweiß zu erlangen, bei vegetabilischer Nahrung weit größere Mengen aufgenommen werden als bei Fleischnahrung. „Um 100 Gramm Eiweiß in der Form von Kartoffeln in den Magen einzuführen, müßten wir 5 kg Kartoffeln verzehren; um aber 100 Gramm Eiweiß zur Resorption gelangen zu lassen, müßten wir mehr als 7 kg Kartoffeln bewältigen“ (Bunge).<sup>1)</sup> Um 100 Gramm Eiweiß in der Form von Weizen in den Magen einzuführen, müßten wir täglich 800 Gramm Weizen verzehren; um aber 100 Gramm Eiweiß zu resorbieren, müßten wir täglich 1 kg Weizen verzehren.<sup>2)</sup> Dagegen sind 100 Gramm Eiweiß schon in 480 Gramm magerem Rindfleisch enthalten, wovon nur 2,5 % unresorbiert bleiben;<sup>3)</sup> um 100 Gramm Eiweiß zu resorbieren, würde es also genügen, 492 Gramm mageres Rindfleisch in den Körper aufzunehmen. Damit wird eine Veränderung in der Ernährung nötig mit Veränderung in der Beschäftigung. Um die großen Gewichtsmengen, welche zur Resorption von 100 Gramm Eiweiß in den Körper täglich aufgenommen werden müssen, bewältigen zu können, ist schwere körperliche Arbeit notwendig; bei sesshafter Beschäftigung lassen sie sich nicht bewältigen. Daher zwar der Landarbeiter, nicht aber der gewerbliche Arbeiter, noch weniger der sitzende Kopfarbeiter bei reiner Pflanzenkost leben kann. So berichten zwar englische Statistiker, daß die irischen Arbeiter im Durchschnitt täglich 4—6<sup>1</sup>/<sub>2</sub> kg Kartoffeln

1) A. a. O., S. 73, 74.

2) Vgl. die Tabelle III auf S. 69 und die Tabelle auf S. 73 bei Bunge, a. a. O.

3) Vgl. Bunge, ebendasselbst.

verzehren. Dagegen konnte die Versuchsperson Rubners, „ein kräftiger Soldat, welcher, in der bayerischen Oberpfalz zu Hause, an reichliche Kartoffelaufnahme gewöhnt war“, nicht mehr als 3—3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> kg bewältigen; er zehrte vom Eiweißvorrat seiner Gewebe, d. h. ging einem langsamen Hungertode entgegen.<sup>1)</sup> Der Landarbeiter, der in seiner bisherigen Nahrung mühelos 100 Gramm Eiweiß und mehr erhalten hat, muß seine Nahrung notwendig ändern, wenn er nach der Stadt wandert und dort einem Berufe zugeführt wird, der ihn zu sitzender Lebensweise zwingt. Würde er seine Nahrung beibehalten und die bisherige Menge verzehren, so würde sein Körper die überflüssige Masse nicht mehr bewältigen können; würde er die Hälfte des bisher Verzehrten aufnehmen, so könnte er dies bewältigen, aber er bekäme dann nur 50 Gramm Eiweiß pro Tag. Will er sich richtig ernähren, so muß er also seine bisherige Nahrung auf die Hälfte verringern, aber dafür 250 Gramm Fleisch hinzufügen. Tut er dies nicht, so degeneriert er.<sup>2)</sup>

Es gilt also für das Nahrungsbedürfnis der Menschen der alte Satz, das die Stärke einer Kette von der ihres schwächsten Gliedes abhängt, der Satz, den man in der Pflanzenphysiologie als Liebigs Gesetz des Minimums zu bezeichnen pflegt: derjenige Stoff, der im geringsten Maße vorhanden ist, ist maßgebend für die Ernährung. Dabei bilden 100 Gramm das Mindeste, was an Eiweiß täglich resorbiert werden muß; werden sie dem Menschen nicht in einer seiner Lebensweise entsprechenden Form gewährt, so muß er selbst bei Überfluß an anderen Nährstoffen verhungern.

Dem Nahrungsbedürfnisse stehen in unseren Klimaten an Dringlichkeit nahezu gleich die Bedürfnisse nach Kleidung und Wohnung. Ohne das zum Schutz gegen die Unbilden der Witterung Unentbehrliche würde auch bei Überfluß an Nahrungsmitteln der Mensch bei uns ebensowenig zu leben

---

1) Vgl. Bunge, a. a. O., S. 74.

2) Vgl. Otto Cohnheim, Ernährungsprobleme. Süddeutsche Monatshefte, Septemberheft 1905.

vermögen, wie bei Überfluß an Kleidern und Wohnung aber ohne das Mindestmaß des zur Ernährung Notwendigen.

Ein weiteres Bedürfnis der baren Lebenserhaltung und Notdurft ist das der Ruhe und Erholung. Bei jeder körperlichen oder geistigen Tätigkeit werden von den tätigen Organen Schlacken ausgeschieden, die ihre Umgebung verunreinigen; innerhalb der gewöhnlich vorhandenen Menge sind sie belanglos; sie werden mit Hilfe des Sauerstoffs im Blute verbrannt oder von der Leber zerstört oder mittelst der Niere ausgeschieden; bei übermäßiger Tätigkeit aber häufen diese Auswurfstoffe sich im Körper an, gelangen ins Blut, treten zirkulierend mit den Nerven und den Zellen der anderen Körperteile in Berührung und erzeugen wirkliche Vergiftungserscheinungen.<sup>1)</sup> Die Ermüdung besteht in solcher Vergiftung. Werden die zur Wiederherstellung der lebendigen Substanz nötigen Stoffe, vor allem der Sauerstoff, verbraucht, so spricht man von Erschöpfung.<sup>2)</sup> Ermüdung und Erschöpfung sind die Wirkung übermäßiger Anstrengung der Muskeln oder des Gehirns; sie äußern sich, indem die Arbeitsleistung bei gleichbleibender Arbeitsintensität fortwährend abnimmt. Diese Abnahme ist je nach der Individualität der einzelnen Menschen verschieden; bei den einen zeigt sich plötzliche Ermüdung und damit zusammenhängendes Aufhören der Leistung; bei anderen eine allmähliche Verausgabung der Kräfte bis zu völliger Erschöpfung. Auch ist diese Abnahme bei den Einzelnen nicht etwas Gleichbleibendes; Übung und Gewohnheit machen widerstandsfähiger gegen Ermüdung des Gehirns und der Muskeln. Allein niemand ist völlig gegen sie gefeit, und sind Gehirn oder Muskeln einmal ermüdet, so bringt es Schaden, sie noch länger arbeiten zu lassen. Eine im Zustand der Ermüdung vorgenommene Arbeit ist nicht nur minderwertig, sie ist für den Körper auch weit schädlicher als eine weit größere unter normalen Bedingungen. Der Körper muß, sobald er die Energie, über die er normaler-

---

1) Vgl. A. Mosso, Die Ermüdung. Leipzig 1892, S. 104 ff.

2) Vgl. Verworn, Allgemeine Physiologie. 4. Aufl. Jena 1903, S. 502.

weise verfügen kann, aufgebracht hat, zum Zweck einer Mehrleistung andere Kräftevorräte, die er in Reserve hat, anbrechen. So wird der Organismus der Überarbeiteten verbraucht; und nicht nur ihr eigener Organismus; es erstreckt sich die Wirkung der Überarbeit auch auf ihre Kinder. Sie erzeugen und gebären ein schwächliches Geschlecht, und das ganze Volk geht der Entartung entgegen.

Das Heilmittel gegen diese Gefährdung gegenwärtigen und zukünftigen Lebens bietet die Ruhe. Bei entsprechender Dauer führt sie zur Ausscheidung der durch vorausgegangene Tätigkeit der Muskeln und des Gehirns erzeugten Auswurfstoffe und zum Wiedersatz der entzogenen Kräfte. Die Wirkungen der Ruhe zeigen sich am deutlichsten in der Tatsache, daß, wo die Arbeit bis zu völliger Ermüdung fortgesetzt wird, sowohl die Arbeitsleistung geringer als auch die zum Wiedersatz der Kräfte nötige Ruhezeit größer ist, als wo die Arbeit durch angemessene Ruhepausen so unterbrochen wird, daß es nie zu völliger Ermüdung kommt. Die Totalmenge der geleisteten Arbeit ist im letzteren Falle größer, die zur Erholung erforderliche Zeit kürzer. Dagegen treten bei langer Dauer oder hoher Intensität der Arbeit in der lebendigen Substanz allmählich Veränderungen ein, die, wenn sie einen gewissen Grad erreicht haben, zum Tode führen.<sup>1)</sup>

Wo die Wirtschaftseinheit aus einer Vielheit von Personen besteht, wie z. B. bei den Staaten, entspricht den Bedürfnissen der baren Lebenserhaltung und der Notdurft der einzelnen Menschen das Bedürfnis, die Selbständigkeit nach außen und im Innern zu wahren, und all das zu erlangen, was hierzu erforderlich ist.

2. Die geschlechtlichen Bedürfnisse folgen nach der Dringlichkeit, mit der sie von der Masse der Menschen empfunden werden, unmittelbar auf die Bedürfnisse der baren Lebenserhaltung. Indes betreten wir schon hier das Gebiet der relativen

---

<sup>1)</sup> Vgl. Verworn, a. a. O., S. 492.

Bedürfnisse. Die Dringlichkeit der geschlechtlichen Bedürfnisse ist je nach der Zivilisationsstufe verschieden.

„Bei wilden Tieren“, schreibt Westermarck,<sup>1)</sup> „ist der Geschlechtstrieb ein nicht schwächerer Antrieb zu außerordentlicher Anstrengung als Hunger und Durst. In der Brunstzeit stürzen sich die Männchen selbst der feigsten Tierarten oft in tödliche Kämpfe, und freiwillige Enthaltbarkeit ist dem Naturzustand fast völlig unbekannt. Unter den wilden und barbarischen Stämmen sucht jedes Individuum die Heirat, sobald es die Geschlechtsreife erlangt hat.“ Ähnlich ist es mit den untersten Klassen von Völkern auf höherer Kulturstufe.

Dagegen treten die geschlechtlichen Bedürfnisse mit der Zunahme der Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse und der fehlenden Möglichkeit, alle Bedürfnisse gleichmäßig zu befriedigen, häufig hinter andere zurück. Manche haben sogar behauptet,<sup>2)</sup> daß anstrengende Gehirntätigkeit den Geschlechtstrieb mindere; indes wirkt bei vielen Menschen die geistige Anstrengung sogar steigernd auf den Geschlechtstrieb, indem bei vielen Personen der Ermüdung ein Zustand der Erregung vorausgeht, der lange Zeit andauert, ehe sich die Erschöpfung kundgibt. In anderen dagegen ist die geistige Ermüdung von einer raschen Abnahme der Kraft begleitet, und bei diesen ist die Zeitdauer der Aufregung sehr kurz. Von letzteren kann man mit Sicherheit sagen, daß eine anstrengende Gehirntätigkeit zur Abnahme der geschlechtlichen Bedürfnisse führt.<sup>3)</sup> Bei allen Menschen aber tritt in dem Maße, in dem neben den geschlechtlichen den Menschen andere Genüsse zugänglich werden, die Bedeutung, welche sie diesen für ihr Wohlgefühl beilegen, zurück. Indes bleiben die geschlechtlichen Bedürfnisse auch dann noch Bedürfnisse von elementarer Gewalt, und auch heute noch siegt, wo ein Konflikt zwischen dem Trieb nach Selbsterhaltung und

---

1) Edward Westermarck, *The history of human marriage*. London 1891, p. 134.

2) Vgl. Herbert Spencer, *Principien der Biologie*. Stuttgart 1877, II, 530 ff.

3) Vgl. Mosso, a. a. O., S. 236.

dem Geschlechtstrieb entsteht, der letztere häufig über den ersteren. Auch heute gilt die Strophe des Chores in der Antigone:

O Eros, stets siegend im Kampf,  
 Du, der du auf Sklaven dich stürzest,  
 Und Nachts auf schlummernder Jungfraun  
 Zartblühenden Wangen webest;  
 Fern übers Meer schweifst du, besuchst  
 Ländliche Wohnstätten;  
 Dir entrinnt nichts, kein Unsterblicher, noch  
 Jemals ein Mensch auch, des Tages Sohn.  
 Wen du ergreifst, der raset,  
 Sogar des Rechtschaffenen Sinn  
 Verlockst du in Schuld und Verderben.

3. Hierauf folgt in der Dringlichkeit sofort als erstes psychisches Bedürfnis das nach Anerkennung durch Andere. „Es liegt tief in der Natur des Menschen das Streben, Anderen gleichzustehen, wenn nicht sie zu übertreffen, von Anderen mindestens anerkannt zu werden, wenn nicht ihnen zu imponieren und sie zu beherrschen.“<sup>1)</sup> Tatsächlich ist dieses Bedürfnis weit dringlicher und tritt geschichtlich weit früher hervor als andere Bedürfnisse, welche die Betrachtung über das Seinsollende diesem Bedürfnis vorzustellen pflegt. Das tritt uns schon aus der Bibel entgegen. Am Anfang ihrer Geschichte der Menschheit steht die Erzählung von der Versuchung des ersten Menschenpaars durch die Schlange. Obwohl ihm der Tod angedroht ist, falls es von dem Baume äße, wird es doch zum Essen verführt durch die Aussicht, daß es dann sein werde wie Gott. Desgleichen aus der Erzählung, wie Kain den Abel

<sup>1)</sup> Hermann, Staatswirtschaftliche Untersuchungen. 2. Aufl. München 1870, S. 99. Vgl. Galiani, della Moneta, libri cinque, Neapel 1750 (bei Custodi, Scrittori classici, parte moderna, t. III, 62): „Fra tutte le passioni che appariscono nell' animo umano quando sono soddisfatte quelle le quali ci sono comuni co' bruti, e che alla conservazione dell' individuo o delle specie sono determinate, niuna vi è più veemente e forte a muover l'animo quanto il desio di distinguersi e d'esser superiore fra gli altri.“ Ebenso Genovesi, Grundsätze der bürgerlichen Ökonomie, deutsch von Wissmann. Leipzig 1776, II, 5.

aus Neid erschlägt; denn der Neid wurzelt in dem unbefriedigten Bedürfnis, es Anderen gleichzutun, ja sie zu übertreffen. Und noch heute findet sich selbst bei Wilden, die alle übrigen Bedürfnisse nicht kennen, das Bedürfnis vor Anderen zu glänzen. So ist das Bedürfnis nach Schmuck früher als das der Bekleidung.<sup>1)</sup> In südlichen Klimaten, in denen die Wiege der Menschen gestanden haben mag, läßt sich dies noch beobachten. Zuerst finden wir dort das Tätowieren und Bemalen des Körpers, die Kleidung nur als Ersatz beider; nur in den nördlichen Klimaten hat die Kleidung in dem Bedürfnis nach Schutz gegen Kälte ihren Ursprung. „So gibt es heute noch Völker, die all' das, was wir als zum Leben unentbehrlich ansehen, entbehren; allein es gibt kein Volk, das so roh wäre, daß es nicht danach strebte, sich zu schmücken. Die alten Barbaren, welche zur Zeit des Renntiers und des Mammuts den Süden Europas bewohnten, sammelten glänzende Schmuckgegenstände in ihren Höhlen. Die Frauen der ganz erbärmlichen Veddahs auf Ceylon schmücken sich mit Halsbändern aus Kupferkugeln und mit Tand aus Muscheln. Die Feuerländer sind zwar zufrieden, ganz nackt zu gehen, aber sie haben die Sucht, fein zu sein. Die Australier, die auf ihr Äußeres, was Reinlichkeit angeht, nicht den geringsten Wert legen, sind doch stolz auf ihren rohen Schmuck. Und von den Tasmaniern schreibt Cook, daß sie zwar keinerlei Wünsche nach nützlichen Dingen gehabt hätten, dagegen äußerst bestrebt gewesen, irgend etwas zum Schmuck Geeignetes zu

---

1) Die Kleidung scheint nicht ihren Ursprung im Schamgefühl zu haben; es gibt viele Völker, die, völlig unbekleidet, sich deshalb nicht schämen, und bei den übrigen Völkern richtet sich das Schamgefühl nicht auf dieselben, sondern auf verschiedene Körperteile. Bei vielen Völkern dient die Kleidung, ganz im Gegenteil, sogar als geschlechtliches Reizmittel. Nicht das Schamgefühl scheint die Kleidung, sondern umgekehrt die Kleidung das Schamgefühl hervorgerufen zu haben. Wo sie nicht durch rauheres Klima erfordert ist, ist sie ein Mittel, um Andere anzuziehen und vor ihnen zu glänzen. Vgl. Westermarck, a. a. O., pp. 186—212.

erlangen. Groß wie die Eitelkeit der Zivilisierten ist, sagt Spencer, noch größer ist die der Unzivilisierten.“<sup>1)</sup>

Dabei ist es von volkswirtschaftlicher Wichtigkeit, daß sich dieses Bedürfnis bis hinaus über das Leben erstreckt. Ich denke dabei nicht so sehr an den Schiller'schen Vers

„Von den Erdengütern allen  
Ist der Ruhm das größte doch;  
Wenn der Leib in Staub zerfallen,  
Lebt der große Name noch“,

obwohl die Ruhmsucht der Großen durch den Kriegsaufwand, den sie verursacht, tief einschneidende, wirtschaftliche Wirkungen geübt hat. Ich denke an das, was wir bei der Masse der Menschen täglich vor Augen sehen.<sup>2)</sup> Selbst bei den Ärmsten begegnet uns das Bedürfnis nach Anerkennung durch Andere noch nach dem Tode in der Fürsorge für ein anständiges Begräbnis. Was immer als dazu erforderlich angesehen werden mag, es wird oft an dem zum Leben Unentbehrlichen gespart, um es zu ermöglichen. Auf diesem Bedürfnis beruht nicht nur das geheime Ansammeln einer Summe seitens der armen Irländer zur Ermöglichung eines Totenschmauses, sondern auch die große Beteiligung der Angehörigen kultivierter Völker an Begräbniskassen aller Art.

Ja es erscheint das Bedürfnis nach Anerkennung durch Andere geradezu als das volkswirtschaftlich wichtigste Bedürfnis. Gewiß, ohne Befriedigung der Bedürfnisse der Lebensnotdurft können die Menschen nicht leben, ohne die der geschlechtlichen Bedürfnisse würde das Menschengeschlecht aussterben. Allein faßt man die leiblichen Bedürfnisse der Menschen absolut, so ist sehr wenig nötig, um ihnen zu genügen; das rein physio-

<sup>1)</sup> Vgl. Westermarck, a. a. O., p. 165.

<sup>2)</sup> Vgl. auch Justus Möser, Die Ehre nach dem Tode. Patriotische Phantasien, Nr. 73, II, 315. Über den Luxus bei Begräbnissen vgl. Roscher, Ansichten der Volkswirtschaft aus dem geschichtlichen Standpunkte. 2. Aufl. Leipzig und Heidelberg 1861, S. 457.

logische Erfordernis zu ihrer Befriedigung ist gering.<sup>1)</sup> Aber der Anspruch an die Art und Weise, wie das physiologisch Unentbehrliche geboten wird, nimmt zu in dem Maße, in dem die Kultur fortschreitet, weil in diesem Maße die leiblichen Bedürfnisse der Menschen aus bloß physiologischen zu gleichzeitig psychischen werden.<sup>2)</sup> Je höher die Kultur, desto mehr ethische, ästhetische, gesellschaftliche, geistige Bedürfnisse verbinden sich mit den physiologischen, gestalten sie um, machen sie zu etwas anderem.

Nehmen wir z. B. eines der elementarsten Bedürfnisse, das Nahrungsbedürfnis. Vergleichen wir den Eingeborenen in Australien mit einem modernen Eßvirtuosen. Jener schafft sich die zu seinem Leben unentbehrlichen 100 Gramm Eiweiß, die benötigten Fette und Kohlehydrate durch Sammeln von Honig, Eiern, Eidechsen und wildwachsenden Pflanzen, mitunter durch Erbeutung von Wild und gelegentlich frißt er als besondere Delikatesse seinesgleichen;<sup>3)</sup> dieser hat die dem Geschmack reizvollste Zusammenstellung einer Mahlzeit zu einer Wissenschaft ausgestaltet<sup>4)</sup> und verwendet auf ein einziges Mahl mitunter ein kleines Vermögen, und zwischen beiden liegen unendliche Zwischenstufen. Quantitativ nehmen sie alle ungefähr die gleichen Mengen Eiweiß auf; aber welche unendliche Unterschiede finden sich nicht zwischen der qualitativen Befriedigung ihres Nahrungsbedürfnisses! Dabei hat die neuere Physiologie nachgewiesen, daß zwischen den Sinnesorganen des Kopfes, die den Wohlgeschmack der Nahrung bestimmen, und dem Verdauungssysteme ein enger nervöser Zusammenhang besteht,

<sup>1)</sup> Vgl. schon *Éléments de la politique* (par le Comte de Buat). Londres 1773, I, 77; auch Galianis *Dialoge über den Getreidehandel*, herausgegeben von Blei. Bern 1895, S. 21.

<sup>2)</sup> Vgl. auch Gustav Schmoller, *Über einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirtschaft*. Jena 1875, S. 33 ff.

<sup>3)</sup> Vgl. Karl Lumholtz, *Unter Menschenfressern*. Hamburg 1892, S. 204, 130 und a. a. O.

<sup>4)</sup> Vgl. Brillat Savarin, *Die Physiologie des Geschmacks oder transzendentalgastronomische Betrachtungen*, zuerst 1825 erschienen, seitdem wiederholt in allen Sprachen.

der die Ernährung beeinflusst, und daß dieser Zusammenhang nicht ein für allemal feststeht, sondern daß er sich nach den jeweiligen Bedürfnissen außerordentlich fein einstellt.<sup>1)</sup> Damit zeigt sich, daß die steigende Kultur, indem sie die Qualität der Nahrung bestimmt, durch deren Rückwirkung auf die Sinnesorgane selbst die quantitative Nahrungsaufnahme beeinflusst. Nicht anders aber ist es mit anderen Bedürfnissen der baren Lebenserhaltung, mit dem nach Kleidung und Behausung. Das zu ihrer Befriedigung rein physiologisch Erforderliche ist gering; das Erfordernis steigt erst durch die Umgestaltung, welche diese Bedürfnisse durch ihre Verbindung mit ethischen und ästhetischen Bedürfnissen erfahren und insbesondere durch das Bedürfnis nach Anerkennung durch andere. Vom Wohnen hat z. Z. Disraeli gesagt, daß der Mensch zwar zu viel auf Essen und Trinken verwenden könne, niemals aber zu viel auf seine Wohnung, und damit hat er den steigenden Anforderungen Ausdruck gegeben, welche der Mensch mit fortschreitender Kultur an die Befriedigung des Wohnbedürfnisses stellt. Unsere Kleidung wird nicht bloß durch das bedingt, was zum Schutze des Körpers gegen die Witterung nötig ist, sondern durch die Mode.

Und nicht anders ist es mit der Befriedigung der geschlechtlichen Bedürfnisse. Auf niederer Kulturstufe unterscheiden sich die Anforderungen, welche die Menschen an das geschlechtliche Zusammenleben stellen, nicht von denen der Tiere. Selbst der zivilisierte Mensch ist unter Umständen sehr wenig wählerisch; Beweis nicht nur die unerfreulichen Berichte über das Zusammenleben von Weißen mit Farbigen in Afrika, sondern auch die Schnelligkeit, mit der in kolonialen Ländern auch zwischen Weißen des Hymens Fesseln geschmiedet werden; sie sind das gelobte Land heiratslustiger Frauen.<sup>2)</sup> Dagegen steigen, je mehr die Kultur zunimmt, nicht nur die Anforderungen, die

---

<sup>1)</sup> Vgl. Otto Cohnheim, Ernährungsprobleme. Süddeutsche Monatshefte, September 1905.

<sup>2)</sup> Vgl. Lumholtz, Unter Menschenfressern, S. 80: „Ein kürzlich angenommenes Mädchen stand beim Waschkübel und zog die Aufmerksamkeit

Mann und Weib in seelischer Beziehung aneinander stellen, sondern das ganze Zusammenleben der Geschlechter, von der ersten Werbung angefangen bis zum Vollzug der Ehe wird von Anforderungen gesellschaftlicher Art begleitet, die steigenden Aufwand erfordern.

So wird auf höheren Kulturstufen selbst das, was zur Befriedigung der elementarsten Bedürfnisse erfordert wird, durch das Bedürfnis nach Anerkennung durch andere bedingt, und damit bestimmt es

a) Das Bestehen der Menschen auf einer bestimmten Lebenshaltung.

Unter Lebenshaltung, *standard of life*, versteht man das Maß dessen, was eine Bevölkerung oder eine Volksklasse zur Befriedigung ihres Nahrungs-, Kleidungs-, Wohnbedürfnisses und ihrer übrigen unabweislichen und überflüssigen Bedürfnisse beansprucht. „Dieses Bedürfnis äußert sich zunächst im Bereiche desselben Stands, es äußert sich unter Niedrigen und Hohen, unter Arbeitern der einfachsten Verrichtung, wie unter Gelehrten, Künstlern, Dichtern. Nach außen und an der Oberfläche des Lebens drückt es sich aus durch die Haltung gegenüber von Anderen in der Lebensweise, namentlich in Kleidung, Wohnung, Gesellschaft, Bedienung.“<sup>1)</sup> Es tritt uns selbst bei Eheschließungen entgegen in dem Bestehen mancher Adelsgeschlechter auf standesgemäßen Ehen ihrer Angehörigen und umgekehrt in dem Bestreben männlicher und weiblicher, reicher Amerikaner, sich mit Angehörigen alter Geschlechter zu verheiraten.<sup>2)</sup> Man will dasselbe haben wie die, denen man sich selbst gleichstellt. Eher als auf die äußeren Kennzeichen der Gesellschaftsklasse, der man sich zuzählt, zu verzichten, verzichtet man selbst auf das Notwendigere zum Leben.

eines Buschmanns auf sich. Er ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein, und sie wurden einig miteinander, sich gleich zu heiraten. Das Mädchen trocknete sich den Seifenschaum von den Armen, und Beide gingen sie, wie sie waren, nach der nächsten Polizeistation, um dort getraut zu werden.“

<sup>1)</sup> Hermann, Staatswirtschaftliche Untersuchungen, 2. Aufl., S. 99.

<sup>2)</sup> Vgl. z. B. H. James jr., *The American*. Leipzig 1878.

Zur Zeit der französischen Revolution verlor ein großer Teil des französischen Adels alles, was er besessen hatte; im Ausland waren viele seiner Angehörigen genötigt, sich auf die eine oder andere Weise ihr Brot zu verdienen. Sie litten oft bittere Not; allein es wird berichtet, daß sie sich eher den größten Entbehrungen aussetzten, als auf die äußeren Merkmale zu verzichten, die sie als Angehörige der höheren Gesellschaftsklasse, der sie angehörten, erkennen ließen.<sup>1)</sup> Die Beamten und Offiziere der Staaten des europäischen Kontinents erhalten fast ausnahmslos eine Bezahlung, welche hinter den Produktionskosten ihrer Arbeit zurückbleibt; haben sie nicht sonstige Einkommensquellen zur Verfügung, so wird es ihnen nur schwer, standesgemäß zu leben; allein eher als auf die zur Kennzeichnung ihres Standes gehörigen Ausgaben zu verzichten, versagen sie sich oft Unentbehrliches; gar manches Geldstück wird als Trinkgeld gegeben, das der Spender besser auf die Beschaffung reichlicherer Nahrung verwenden würde. Und so ist es nicht nur bei den höheren Klassen, sondern nicht weniger unter den zu den verschiedenen Schichten der Arbeiterklasse gehörigen. Wie groß sind nicht die Verschiedenheiten unter den Angehörigen verschiedener Gewerbe! Da gibt es aristokratische und plebeische Gewerbe in mannigfachster Abstufung, ein jedes mit besonderer Lebenshaltung, und mit der äußersten Zähigkeit hält eine jede Arbeiterkategorie an dem fest, was sie herkömmlich als zu ihrem Leben unentbehrlich erachtet. Auch hier eher der Verzicht auf Dinge, die zum Leben an sich notwendiger wären, als auf das, was nach außen die gesellschaftliche Stellung kennzeichnet, die sie sich selbst beilegt. Auch wäre es irrig, sie wegen solchen Verhaltens zu

---

1) Ebenso wird aus Italien berichtet, daß dort die Träger großer historischer Namen oft kärglich sich nährten, einen Teil ihrer Paläste vermieteten u. dgl., aber die Ausgaben nicht scheuten, welche nach außen ihren Rang dokumentieren, z. B. an Empfangstagen einen großartig uniformierten Portier vor ihrem Palast stehen haben, in Karossen mit Wappenschildern fahren, in der Oper eine Loge haben. Vgl. auch Lord B., Naples, political, social and religious II, 1856.

tadeln. Denn eine Preisgebung dieser Ansprüche würde ihnen nichts nützen. Überließen sie es der Konkurrenz, sie unter diese Grenzen herabzudrücken, so würde ihre Not alsbald die gleiche sein, nur auf tieferer Stufe.<sup>1)</sup>

So wirkt das Streben nach Anerkennung als eine Macht. Es bestimmt das Maß der Lebensansprüche, unter welches eine Nation, eine Klasse sich nicht herabdrücken läßt. Es bestimmt damit die Höhe des Einkommens der verschiedenen Gesellschaftsklassen.

b) Das Bedürfnis nach Anerkennung durch Andere bedingt auch das sukzessive Fortschreiten der unteren Klassen zu immer höherer materieller Kultur. Es äußert sich nämlich weiter in dem Streben, es den Höherstehenden gleichzutun.

Zuerst entstehen höhere und verfeinerte Bedürfnisse bei denen, welche die Mittel haben, ihnen zu genügen, oft bis zu übertriebener Verfeinerung. Den Übrigen erscheint dies dann als Luxus, denn, wie Roscher treffend definiert hat:<sup>2)</sup> „Jeder Einzelne und Stand, jedes Volk und Zeitalter nennt alle diejenigen Konsumtionen Luxus, welche ihm selbst entbehrlich erscheinen.“ Dann aber macht sich bei den Übrigen das Bedürfnis nach Anerkennung geltend. Es äußert sich nämlich nicht bloß in dem Streben, es denen, welchen man sich selbst gleichstellt, sondern auch den Höherstehenden gleichzutun. Was zunächst nur ein Bedürfnis einzelner Höherstehenden gewesen und von allen Anderen als Luxus erachtet wurde, wird alsbald das Ziel der Sehnsucht der ihnen zunächst Stehenden, dann der nächst unteren Klassen, schließlich des ganzen Volks. Was zuerst ein partikuläres Bedürfnis einzelner Weniger, wird allmählich zum allgemeinen Bedürfnis der Masse. So erzählt Petrus Damianus<sup>3)</sup> von der aus Konstantinopel stammenden Frau des Dogen Dominicus Sylvo, sie sei so luxuriös gewesen,

<sup>1)</sup> Vgl. F. A. Lange, Arbeiterfrage, 3. Aufl. Winterthur 1875, 4. Kap. S. 147 ff.

<sup>2)</sup> Ansichten der Volkswirtschaft aus dem geschichtlichen Standpunkte. 2. Aufl. Leipzig und Heidelberg 1861, S. 408.

<sup>3)</sup> Vgl. Muratori, Rerum Italicarum Scriptorum Tom. XII, col. 247.

daß sie sich nicht mit gewöhnlichem Wasser (Lagunenwasser?) habe waschen wollen, daß sie die Speisen, statt mit den Fingern, mit einem goldenen Zweizack angefaßt und in ihren Gemächern Wohlgerüche verbrannt habe; zur Strafe solcher Unnatur sei sie aber schon bei lebendigem Leibe stinkend geworden. So urteilte man am Ausgang des 11. Jahrhunderts; und noch im 18. Jahrhundert pflegen selbst die französischen Könige sich nicht eigentlich zu waschen,<sup>1)</sup> noch Ende des 17. Jahrhunderts bemerkt Joh. Christian Wagenseil: „Bei Tische gebraucht man weder in England noch in Italien Gabeln,“<sup>2)</sup> und Versailles war zur Zeit Ludwigs XIV. zwar prachtvoll aber übelriechend,<sup>3)</sup> ja es waren dies die Tuilerien noch unter Ludwig XVIII.<sup>4)</sup> Heute aber verlangt man von jedem Proletarierkinde, daß es gewaschen zur Schule kommt, allenthalben bei den westeuropäischen Völkern gilt selbst der gewöhnlichste Arbeiter als roh, der mit den Fingern ißt, und die Beschaffung guter Luft für Alle ist eine der lebhaftesten Sorgen unserer Gemeindeverwaltungen. Oder ein anderes Beispiel: Zur Zeit der Minnesänger war das Nachthemd selbst bei Königen und Königinnen nicht im Gebrauch;<sup>5)</sup> die edlen Damen schliefen nackend, und von Lanzelot vom See erzählt ein altfranzösischer Ritterroman ausdrücklich, er habe, als er einst genötigt gewesen sei, mit einer fremden Dame in Einem Bette zu schlafen, um jeder Untreue gegen seine Geliebte vorzubeugen, sein Hemd anbehalten. Noch im Zeitalter der Reformation pflegte der

---

1) Vgl. A. Rambaud, *Histoire de la civilisation française*. 7. éd. Paris 1900, II, 556. Alwin Schultz, *Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts*. München 1903, S. 337.

2) Alwin Schultz, a. a. O., S. 300.

3) A. Rambaud, a. a. O.

4) *Récits d'une tante*. *Memoires de la Comtesse de Boigne née d'Osmond*. Publiés d'après le manuscrit original par M. Charles Nicoulaud. Tome III: 1820—1830. Paris 1908.

5) Vgl. Alwin Schultz, *Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger*. 2. Aufl. Leipzig 1889, S. 222, 250, 362.

deutsche Mittelstand nackend zu schlafen;<sup>1)</sup> und nicht bloß dieser: in ärmeren Ländern, wie Schottland, selbst noch der König. Jakob V. ist beinahe verbrannt, weil eine Hofdame, als sie in dem Turme, in dem der König schlief, Feuer ausbrechen sah, mit Rücksicht darauf, daß der König nackend schlief, Anstand nahm, in sein Zimmer einzudringen, um ihn zu wecken. Heute schlafen in Europa nur mehr die unteren Klassen der östlichen Länder nackend. — Die Geschichte kennt kein anderes Fortschreiten der Kultur in intensiver und extensiver Beziehung, als daß zuerst bei wenigen Bevorzugten ein höheres, feineres Bedürfnis entsteht, und daß dann das zur Befriedigung zunächst dieser Wenigen Erreichte allmählich in tiefere und breitere Schichten durchsickert, bis es zum Gemeingute Aller wird.

c) Allein volkswirtschaftlich noch bedeutsamer ist es, daß das Bedürfnis nach Anerkennung durch Andere sich geltend macht auch als Streben nach Freiheit einerseits, nach Herrschaft und Macht andererseits. Der Mensch empfindet es als eine Kränkung seiner Persönlichkeit, falls er in seinem Tun und Lassen von Anderen beeinträchtigt wird; nur unter dem Druck der Not verzichtet er auf seine Freiheit; um sie aufrecht zu erhalten und wieder zu gewinnen, bringt er Opfer an wirtschaftlichen Gütern; in diesem Bedürfnisse wurzeln alle Kampforganisationen zur Wahrung der Freiheit von der grauen Vorzeit bis zu den heutigen Gewerksvereinen. Umgekehrt führt dasselbe Streben, den eigenen Willen zur Geltung zu bringen, welches bei jeder Beschränkung der freien Willensbetätigung eine Unlustempfindung hervorruft, zu dem Streben, durch Gewinnung von Macht über Andere die eigene Willenssphäre auszudehnen; solche Ausdehnung führt zu gesteigerter Lustempfindung. Daher von Anfang an der Wunsch der Menschen auf solche Ausdehnung geht, und daher von Anfang an ein unbegrenztes Streben der Menschen nach Erwerb. Denn die Herrschaft über materielle Güter ist das Hauptmittel zur Er-

---

1) Vgl. W. Roscher, a. a. O., S. 429.

langung der Herrschaft über Andere, und je größer die Menge des Erworbenen, desto größer die Macht des Erwerbers über Andere.

In welchem Maße, wo die Wirtschaftseinheit ein Staat ist, das Bedürfnis nach Freiheit und das nach Macht das alle übrigen überschattende Bedürfnis ist, bedarf keiner weiteren Ausführung.

4. Nächste dem Bedürfnisse nach Anerkennung durch Andere kommt an Dringlichkeit wohl bei der Masse der Menschen das der Fürsorge für ihr Wohlbefinden in der Zeit nach ihrem Tode. Schon Adam Smith hat geschrieben:<sup>1)</sup> „Eines haben allenthalben die Gesetze über den Kornhandel mit denen über Religion gemein. Die Bevölkerung nimmt ein so reges Interesse sowohl an dem, was ihren Unterhalt in diesem zeitlichen, als auch an dem, was ihre Seligkeit in einem künftigen Leben betrifft, daß die Regierung ihren Vorurteilen nachgeben muß und, um der öffentlichen Ruhe willen, sich genötigt sieht, dem Systeme zu huldigen, an das die Bevölkerung glaubt. Das ist wohl der Grund, warum wir so selten einem vernünftigen Systeme bezüglich eines jeden dieser beiden wichtigen Interessen begegnen.“

A. Smith stellt also die Bedürfnisse, die sich auf das Leben nach dem Tode beziehen, an Dringlichkeit denen der baren Lebenserhaltung nahezu gleich. Und in der Tat können wir beobachten, welche große Opfer in Verfügungen unter Lebenden und von Todes wegen um dieses Bedürfnisses willen gebracht werden. Pflegen doch allein in Oberbayern die deshalb gemachten Stiftungen alljährlich über sechs- bis über siebenhunderttausend Mark, im ganzen Königreiche über 2 Millionen Mark zu betragen,<sup>2)</sup> und die Geschichte der deutschen Zentrumsparthei, namentlich zur Zeit des Kampfes um Erhöhung der Getreidezölle, hat gezeigt, wie die katholische Arbeiterwelt

---

<sup>1)</sup> Wealth of Nations, Bk. IV, Ch. V, ed. by J. R. Macculloch. Edinburgh 1863, p. 241.

<sup>2)</sup> Man vgl. die Tabellen über „Kultusstiftungen“ in den Statistischen Jahrbüchern für das Königreich Bayern.

das Interesse an ihrem Lebensunterhalt ihrem religiösen Interesse untergeordnet hat.

5. Eine auch nur annähernd zutreffende Ordnung der übrigen Bedürfnisse nach Maßgabe ihrer Dringlichkeit läßt sich nicht aufstellen. Die Verschiedenheit der Menschen ist diesbezüglich zu groß. Das verbreitetste unter den auf die religiösen folgenden Bedürfnissen ist wohl

das nach Erheiterung. Es tritt uns schon auf den primitivsten Kulturstufen entgegen und steigert sich mit Zunahme der Kultur. Diese stellt wachsende Ansprüche an die Intensität physischer wie geistiger Arbeitsleistung und, wo sie die physische Arbeit erleichtert, verlangt sie gesteigerte Mitwirkung geistiger Kräfte. Damit ein gesteigertes Bedürfnis nach Erheiterung. Allein dieses Bedürfnis wächst auch infolge der verschiedenen Art, wie es Befriedigung sucht. Auf niederen Kulturstufen steht diese in engem Zusammenhang mit physischen Bedürfnissen, wie das Fressen und Saufen und die mehr oder minder erotischen Tänze zeigen, die zur Erheiterung von Menschen auf niederer Kulturstufe dienen; auf höheren Kulturstufen wird das Bedürfnis nach Erheiterung geistiger und nimmt in dem Maße Teil an der Unbegrenztheit geistigen Bedürfnisses. Dabei macht es einen Unterschied, ob die Befriedigung bei überwiegend passivem Verhalten stattfindet oder ob sie eine aktive Betätigung des Genießenden voraussetzt. Jene führt rasch zu Sättigung und Überdruß, und die gesteigerten Reizmittel, welche das Bedürfnis bei seinem Wiederauftauchen zu seiner Befriedigung erheischt, erheischen einen immer größeren Aufwand von äußeren Gütern; bei einer Befriedigung, welche aktive Betätigung voraussetzt, treten Sättigung und Erneuerung des Bedürfnisses weit später ein, und der Mensch sucht die Befriedigung des wieder auftauchenden Bedürfnisses in der Lösung immer größerer Aufgaben, sei es physischer, sei es psychischer Art, die er sich selbst setzt.

6. Nach dem Bedürfnis nach Erheiterung folgt wohl bei den meisten Menschen in der Dringlichkeit das Bedürfnis der Vorsorge für die Zukunft, sowohl für die eigene Zu-

kunft als auch für die der nächststehenden Angehörigen und Freunde. Es findet sich schon bei einigen Tierarten und tritt in steigendem Maße hervor, je mehr die Kultur zunimmt, und mit zunehmender Möglichkeit, künftige Bedürfnisse vorauszusehen und Vorkehrungen zu ihrer Befriedigung zu treffen. Es führt alsdann nicht nur zur Einschränkung des Aufwands für Befriedigung des Bedürfnisses nach Erheiterung, sondern auch desjenigen zur Bestreitung des Lebensunterhalts und macht sich auch als Hemmnis des blinden Waltens des Geschlechtstriebes geltend. Seine Ausartung findet es im Geize. Heute zeigen die hohen Preise, welche für landwirtschaftliche Parzellen bezahlt werden, sowie die Millionen, welche in Sparkassen und Versicherungsanstalten, von Genossenschaften aller Art sowie von den Gewerkvereinen angesammelt werden, in welchem Maße die breitesten Schichten der Bevölkerung das Bedürfnis der Vorsorge für die Zukunft empfinden.

7. Das Bedürfnis nach Heilung, obwohl gewissermaßen eine Ergänzung der Bedürfnisse der absoluten Lebensnotdurft, wird doch weit weniger als alle die vorgenannten Bedürfnisse empfunden. Obwohl es in Bayern schon in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts an Ärzten nicht fehlte, starben in den elf Jahren von 1851/52 bis 1861/62 von 1 464 674 Sterbenden 752 494, d. h. 51,3 0/0, ohne in der letzten Krankheit einen Arzt zugezogen zu haben.<sup>1)</sup>

8. Noch weniger verbreitet ist das Bedürfnis nach Reinlichkeit. Das Mittelalter soll nach Alwin Schultz allerdings auf Reinlichkeit sehr viel gehalten haben.<sup>2)</sup> Allein dieses Urteil kann doch nur bei sehr mäßigen Ansprüchen als zutreffend erachtet werden. Berichtet doch Schultz selbst an anderen Stellen: „Von Waschtischen ist nie die Rede. Die Diener gossen mit Kannen den Herrschaften, sobald sie aufgestanden,

---

<sup>1)</sup> Vgl. Beiträge zur Statistik des Königreichs Bayern VIII, München 1859 und Die Bewegung der Bevölkerung im Königreich Bayern in den fünf Jahren 1857/58 bis 1861/62. München 1863.

<sup>2)</sup> Alwin Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger I, 224.

über einem Becken etwas Wasser auf die Hände und das genügte zur Morgentoilette“,<sup>1)</sup> und „mit dem Waschen scheint man sich nicht gar lange aufgehalten zu haben“. <sup>2)</sup> Freilich fährt er fort: „Eine gründlichere Säuberung nahm man erst im Bade vor.“ Allein wenn damit gesagt sein sollte, auch nur die Ritter und ihre Damen hätten täglich gebadet, so wage ich dies angesichts der Tatsache, daß noch Ludwig XIV. nie badete, außer wenn der Arzt es speziell verordnete,<sup>3)</sup> zu bezweifeln; was aber die Masse des Volkes angeht, so berichtet Schultz,<sup>4)</sup> daß „die Handwerker wenigstens am Samstag die Badehäuser aufsuchten“. Man wusch sich also die ganze Woche nicht und ging erst am Ende derselben ins Bad. Im Gegensatz zu ihm dürften danach nur Wenige der Meinung sein, daß „man der Gesellschaft, während des Mittelalters wenigstens, keineswegs den Vorwurf der Unsauberkeit machen kann“. Mit welcher Zähigkeit man an den alten schmutzigen Gewohnheiten festhielt, zeigt die Erzählung des Hans von Schweinichen,<sup>5)</sup> daß sich unter dem schlesischen Adel 1571 sogar ein „Verein der Unfläter“ gebildet habe mit dem Gelübde, „sich nicht zu waschen, nicht zu beten und, wo sie hinkämen, unflätig zu sein“. Vom 17. Jahrhundert sagt Rambaud,<sup>6)</sup> daß es vor kaltem Wasser Entsetzen gehabt habe. Es sind die Engländer hauptsächlich, die sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts um die Verbreitung der Sitte gründlicher Waschungen verdient gemacht haben. Während Erasmus noch behauptet,<sup>7)</sup> England wäre zu seiner Zeit ein äußerst schmutziges Land gewesen, soll es die Bekanntschaft sein, welche die Engländer nach der

---

1) Ebendasselbst I, 107.

2) A. Schultz, Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker, S. 337.

3) Vgl. A. Rambaud, a. a. O. II, 556.

4) Häusliches Leben, a. a. O.

5) Schweinichens Leben von Büsching I, 67, zitiert von Roscher Ansichten, 2. Aufl., S. 437.

6) A. a. O. II, 556.

7) Siehe Roscher, a. a. O., S. 436.

Eroberung Indiens mit den Gewohnheiten der Inder gemacht haben, der wir die Verbreitung des lebhafteren Interesses der europäischen Völker für Waschungen seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verdanken. Denn in heißen Klimaten sind selbst minder entwickelte Völker reinlich; in den gemäßigten Klimaten findet sich das Bedürfnis der Reinlichkeit nur bei wohlhabenden und hochkultivierten Völkern. Aber noch heute hat seine Ausbreitung mit den Vorstellungen vorausgegangener Perioden zu kämpfen; so hörte ich von einem freigesprochenen Angeklagten, daß ihm in dem pommerschen Gefängnis, in dem er in Untersuchungshaft saß, seine Zahnbürste als Luxus vorenthalten wurde; und nicht weniger wie die Entwicklung des Bedürfnisses, sich selbst zu reinigen, zeigt dies auch die Geschichte der Abtritte,<sup>1)</sup> und ihre heutige Beschaffenheit an vielen Orten.

9. Weit früher und selbst heute noch weit intensiver als das Bedürfnis nach Reinlichkeit zeigt sich bei Einzelnen das Bedürfnis nach Bildung in Wissenschaft und Kunst.

Im Mittelalter, wo, wie eben dargetan, trotz Alwin Schultz, das Bedürfnis nach Reinlichkeit noch recht wenig entwickelt war, gab es doch große Gelehrte und Künstler, und Michelangelo erachtete das Waschwasser als etwas der Gesundheit Schädliches. Aber heute können wir von der Masse des Volks sagen, daß das Bedürfnis nach Reinlichkeit dem nach Bildung voransteht. Indes ist auch das letztere Bedürfnis heute in erfreulichem Maße in Entwicklung begriffen, wie die starke Beteiligung der Arbeiterklasse an den Vorträgen der Volkshochschulvereine und ähnlicher Vereine, die Veranstaltungen der Gewerkschaften von besonderen Theater- und Konzertabenden, sowie die starke Inanspruchnahme der Volksbibliotheken beweisen. In engem Zusammenhang mit dem Bedürfnisse nach Bildung steht auch das mit der Rastlosigkeit unseres modernen Erwerbslebens sich steigernde Bedürfnis nach einem

---

<sup>1)</sup> Vgl. einige Notizen darüber bei Beckmann, Beiträge zur Geschichte der Erfindungen. Leipzig 1788, II, 357 ff.

Ruhetag in der Woche, damit der Mensch sich auf sich selbst besinnen könne und auf die höheren Ziele seines Daseins.

10. Das höchststehende aber auch wenigst verbreitete Bedürfnis ist das Schaffensbedürfnis. Je höher der Mensch steht, desto mehr entfaltet er seine Tätigkeit nicht bloß zur Befriedigung der vorgenannten Bedürfnisse, sondern weil es ihn drängt, einen Gedanken, der seine Seele erfüllt, in der Außenwelt zu verwirklichen. Wir finden es beim Techniker wie beim Künstler, beim Dichter wie beim Mann der Wissenschaft, beim Krieger wie beim Staatsmann. Das glänzende Bild eines ganzen, von diesem Bedürfnis erfüllten Volkes hat Thukydides<sup>1)</sup> von den Athenern entworfen, wo die Korinther den Lakedämoniern vorhalten, wie die Athener fortwährend auf Neues sinnen, kein anderes Fest kennen als tätige Erfüllung ihrer Pflicht und untätige Ruhe für kein geringeres Übel halten als mühselige Arbeit. Er schildert sie uns in solcher Tätigkeit aber nicht etwa bloß um des Ruhmes, d. h. der Anerkennung durch Andere, sondern auch um des Wohles Anderer, des Wohles des ganzen Gemeinwesens, willen. „Ihre Leiber geben sie für den Staat hin, als wenn deren Besitz das Gleichgültigste wäre; den Geist aber, insofern sie mit ihm für jenen wirken, halten sie für ihr eigentlichstes Besitztum.“

So führt uns dieses höchste egoistische Bedürfnis zu den altruistischen Bedürfnissen. Daß diese im allgemeinen an Dringlichkeit hinter den egoistischen zurückstehen, wurde schon oben bemerkt. Indessen gibt es auch altruistische Bedürfnisse, welche mit den egoistischen in Konkurrenz treten; in welchem Maße ist individuell und je nach der Entwicklung sittlichen und sozialen Empfindens verschieden. Daß die Mutterliebe nicht selten alle egoistischen Bedürfnisse in den Hintergrund drängt, wurde schon erwähnt; dies wird selbst bei den Tieren beobachtet; indes zeigt die große Säuglingssterblichkeit, wo die Mütter ihre Kinder nicht stillen, daß auch dieses elementarste altruistische Bedürfnis mancherorts durch egoistische Bedürf-

<sup>1)</sup> Geschichte des peloponnesischen Kriegs, I. Buch, 70. Kapitel.

nisse der mannigfachsten Art zurückgedrängt und die Mutterliebe des Menschen von der der Tiere somit nicht selten beschämt wird. Desgleichen wurde schon des Bedürfnisses der Fürsorge für die Zukunft der Angehörigen Erwähnung getan, vor welchem häufig gewisse egoistische Bedürfnisse zurücktreten; daß aber nicht selten ein Vater alles, was zur Erziehung seiner Kinder dienen könnte, vertrinkt, ist gleichfalls bekannt. Wie bei den alten Athenern gegenüber den patriotischen die egoistischen Bedürfnisse als nichts galten, geht aus der erwähnten Rede ihrer Feinde, der Korinther, hervor; daß aber auch dieses Empfinden damals nicht allgemein war, zeigt der Ausgang des peloponnesischen Kriegs und die Herrschaft der Dreißig. Endlich können wir bei den Klassenkämpfen der Gegenwart täglich beobachten, in welchem Maße auch die unteren Klassen hinter altruistischen Bedürfnissen ihre persönlichen Interessen hintansetzen; aber auch dabei zeigen die „Arbeitswilligen“, daß nicht Alle zur Unterordnung vorübergehender persönlicher Vorteile unter das Interesse ihrer Klasse bereit sind.

#### IV.

Wodurch wird nun das Maß des Wohlgefühles bedingt, welches die Befriedigung dieser Bedürfnisse bringt?

Augenscheinlich ist diese Größe von zwei Faktoren abhängig: von der Stärke, mit der das Wohlgefühl empfunden wird, und von seiner Dauer. Die Intensität der Lustempfindung multipliziert mit ihrer Dauer ergibt die Größe des Wohlgefühls.<sup>1)</sup>

Die erstere wird beeinflusst:

a) Durch die zeitliche Nähe des Genusses. Für die Intensität der Lustempfindungen ist von Bedeutung, ob sie in der Gegenwart stattfinden oder erst in Zukunft zu erwarten sind.

---

<sup>1)</sup> Bentham hat der Intensität und Dauer der Lustempfindung noch andere Momente als koordinierte Faktoren des Wohlgefühls an die Seite gestellt. (Vgl. Benthams Werke, herausgegeben von Bowring, Edin-

Der Gefangene, der heute die Freiheit erlangt, empfindet darüber größere Lust, als wenn sie ihm erst nach zehn Jahren in Aussicht gestellt wird. Wer hungert, empfindet größere Lust durch die Speise, die ihm gereicht, als durch die, die ihm versprochen wird. Im allgemeinen pflegt die Lustempfindung um so größer zu sein, je mehr wir uns dem wirklichen Eintritt des Genusses nähern. Davon macht auch die Tatsache keine Ausnahme, daß man nach reichlichem Mahle größere Freude empfindet, wenn die gleiche Mahlzeit für den folgenden Tag in Aussicht gestellt, als wenn sie zu sofortigem Genuße nochmals geboten wird. Denn in diesem Falle handelt es sich um zwei verschiedene Bedürfnisse, die befriedigt werden sollen; das eine ist das, heute, das andere das, morgen Nahrung zu erhalten, und da das erstere nach genossenem Mahle befriedigt ist, wird in der Gegenwart die Fürsorge für die Nahrung in der Zukunft als größeres Bedürfnis empfunden als die für Nahrung in der Gegenwart. Der Fall bildet also keine Ausnahme von dem Satze, daß die Größe der Lustempfindung mit der Annäherung an den Augenblick des Genusses wächst. Denn auch hier nimmt die Freude, welche die Erwartung des bevorstehenden Genusses erweckt, in dem Maße zu, in dem der Augenblick der Wiederholung der Mahlzeit am folgenden Tage sich nähert.

b) Durch die Gewißheit des Genusses. Je gewisser es ist, daß ein erwartetes Glück eintritt, desto intensiver das Wohlfühl; je gewisser, daß ein erwartetes Unglück eintritt, desto intensiver die Befriedigung, gegen die Nachteile, die es bringt, Vorkehrung getroffen zu haben. Daher die Intensität des Be-

---

burgh 1843, III, 286 ff.; ferner J. Bentham's Prinzipien der Gesetzgebung, herausgegeben von Etienne Dumont. Köln 1833, S. 43. Deontologie oder die Wissenschaft der Moral. Leipzig 1834, I, 81.) Sie sind ihnen aber nicht koordiniert, sondern selbst nur Faktoren, welche die Intensität der Lustempfindung, durch die das Wohlfühl verursacht wird, beeinflussen. — Über das Verhältnis von Intensität und Dauer vgl. auch W. Stanley Jevons, *The theory of political economy*. 3. ed. London 1888, p. 29, Pantaleoni, *Principii di economia pura*, Firenze 1889, p. 36.

dürfnisses, Maßnahmen gegen diese Nachteile zu ergreifen, je nach der Gewißheit, daß die Gefahr eintritt, verschieden ist, und daher die verschiedene Intensität der Befriedigung, wenn man solche Maßnahmen ergriffen hat. Weit mehr Menschen empfinden das Bedürfnis, sich für den Fall des Todes überhaupt zu versichern, als für den Fall ihres Todes während bestimmter Zeit oder auf einer bestimmten Reise. Daher ferner die bekannten Schwierigkeiten der Hagelversicherung: Landwirte, deren Felder erfahrungsmäßig niemals verhageln, halten sich von ihr fern, während diejenigen, welche regelmäßig verhageln, zwar bereit sind, sich zu versichern, aber es schwer finden, die wegen des Fernbleibens der ersteren hohen Prämien aufzubringen. Desgleichen: je gewisser es ist, daß eine zukünftige Freude uns wirklich zuteil wird, desto größer die Befriedigung, sie sich gesichert zu haben, desto größer auch die Bereitwilligkeit, für ihre Sicherung Opfer zu bringen. Die Gewißheit des Gläubigen, die Freuden des Himmels zu erlangen, machen ihm die Qualen des Märtyrertodes willkommen; in dem Maße, in dem mit zunehmendem Skeptizismus der Glaube an Schmerzen und Lust im Jenseits abnimmt, schwindet auch das Wohlgefühl, welches das Bewußtsein, für das Jenseits Vorsorge getroffen zu haben, in der Gegenwart verleiht, und damit die Bereitwilligkeit, dafür Opfer zu bringen; dem, der an Strafe und Lohn in einem Jenseits nicht glaubt, verursachen solche Opfer statt Wohlgefühl lediglich Schmerz in der Gegenwart.

c) Durch die Reinheit des Genusses, d. h. die Abwesenheit von Unlustempfindungen, die ihn begleiten.<sup>1)</sup> Das Wohlgefühl, welches durch die Befriedigung eines Bedürfnisses

---

<sup>1)</sup> Bentham bemerkt hierzu (Deontologie, S. 101): „In der Schätzung unseres Wohlergehens verhält sich Reinheit und Unreinheit zueinander wie Gewinn und Verlust im Rechnungsbuche des Kaufmanns. Reinheit ist Vorteil, Unreinheit Verlust. Ein vorherrschend unreines Vergnügen gleicht einer Kassenrechnung, wobei sich manches Defizit vorfindet, dagegen in einem vorherrschend unreinen Schmerze öfters ein plus als ein minus vorhanden ist.“ Schon vor Bentham hat Verri, *Discorso sull' indole del piacere e del dolore* geschrieben: „Jede unserer Handlungen

verursacht wird, wird beeinträchtigt, wenn und in dem Maße diese neuen Unlustempfindungen veranlaßt; in diesem Maße wird der Überschuß der Lust- über die Unlustempfindungen gemindert.

Dieser Satz ist unwidersprechbar; trotzdem wird er von vielen und darunter sehr ausgezeichneten Nationalökonomien nicht beachtet; sonst könnten sie nicht, wie z. B. E. v. Böhm-Bawerk, bei ihren Untersuchungen vom isolierten Menschen statt vom Menschen im gesellschaftlichen Zustande ausgehen.<sup>1)</sup> Infolge dieser fehlerhaften Methode fallen nämlich nicht nur alle Bedürfnisse, denen wir, wie schon Mercier de la Rivière so beredt ausgedrückt hat,<sup>2)</sup> nicht selten die Befriedigung der Bedürfnisse der baren Lebenserhaltung zum Opfer bringen, nämlich alle Schmerz- und Lustgefühle, welche in unseren Beziehungen zu anderen Menschen wurzeln, aus dem Bereiche ihrer Betrachtung, sondern es werden damit auch alle die Unlustempfindungen vernachlässigt, welche als Folge der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung mit bestimmten Arten der Befriedigung unserer Bedürfnisse verbunden sind. So erklärt es sich denn, wenn Böhm-Bawerk sagt,<sup>3)</sup> es genüge für die wirtschaftlichen Zwecke der Menschen das natürliche Haben der Güter. Für seinen isolierten Menschen trifft dies gewiß zu. Allein ganz gleichgültig, ob dieser je existiert hat, in historischen Zeiten kennen wir den Menschen jedenfalls nur als ζῶον πολιτικόν, d. h. im gesellschaftlichen Zustande, und jede gesellschaftliche Ordnung, selbst die primitivste, betrachtet gewisse Arten der Bedürfnisbefriedigung als unerlaubt und bedroht den,

---

gleichet einem Kaufe; wir geben Geld, um eine Sache zu erlangen; Geld fortgeben ist selbst ein Übel; aber wenn wir kaufen, denken wir, daß das Ding, das wir wünschen, ein größeres Gut ist als dieses Übel. Gleichviel, welches die Lage eines Menschen ist, auch auf dem Throne, muß er eine Anzahl beschwerlicher, unangenehmer und mühseliger Handlungen vornehmen, um sich Lustempfindungen zu schaffen.“

1) Vgl. Eugen von Böhm-Bawerk, Rechte und Verhältnisse vom Standpunkt der volkswirtschaftlichen Güterlehre. Innsbruck 1887.

2) Vgl. oben S. 5, Anmerkung 1.

3) Vgl. Böhm-Bawerk, Rechte und Verhältnisse, S. 38.

der sich ihrer bedient, mit Nachteilen. Dadurch wird bewirkt, daß ein bloß tatsächliches Innehaben für die wirtschaftlichen Zwecke des Menschen mitnichten genügt. Denn die Folge ist, daß, wenn das zur Befriedigung eines Bedürfnisses führende Gut im Widerspruch mit der geltenden Ordnung beschafft wird, sich mit der Lustempfindung, welche durch die tatsächliche Behebung des Bedürfnisses hervorgerufen wird, eine Unlustempfindung mischt, und diese ist um so größer, je geringer die Aussicht ist, den wegen der Rechtswidrigkeit der Art der Befriedigung drohenden Nachteilen zu entrinnen. Das natürliche Haben der Güter führt also, wenn es nicht gleichzeitig ein rechtliches ist, statt zur Befriedigung der Bedürfnisse zur Entstehung von neuen und größeren. So schafft dem Einbrecher der Besitz des geraubten Gutes zwar Befriedigung, aber mit dieser mischt sich Unbehagen in dem Maße, in dem er damit rechnen muß, ins Zuchthaus zu kommen. Die Aussicht auf Strafe ruft eine Unlustempfindung hervor, welche die Intensität seines Wohlgefühls verringert, aufhebt, ja in ein Schmerzgefühl verwandelt.

Die Abhängigkeit des von den Menschen erstrebten größtmöglichen Wohlgefühls von der Reinheit des Genusses ist also von der größten volkswirtschaftlichen Bedeutung. Sie führt die Menschen dahin, ihr Begehren nicht auf die bloß tatsächliche, sondern auf die rechtmäßige Befriedigung der Bedürfnisse zu richten. Wo diese ein Innehaben von Gütern erheischt, geht es nicht auf ein bloß tatsächliches Innehaben, sondern auf ein Recht, sie innezuhaben. Statt nach bloßem Innehaben von physischen Gütern verlangen die Menschen nach Rechten.

d) Zur Steigerung der Intensität des Wohlgefühls dient weiter die Fruchtbarkeit in der Erzeugung weiterer Lustempfindungen durch die Befriedigung eines Bedürfnisses. So wird die Freude am Besitz eines Landguts erhöht, wenn dieses außer einem Reinertrage noch landschaftliche Genüsse gewährt.

e) Besteht die Wirtschaftseinheit, deren Bedürfnisse befriedigt werden sollen, aus mehreren Personen, wie z. B. einem Staate, einer Gemeinde, einer großen Familie, so ist die Inten-

sität des Wohlgefühls um so größer, je nachdem sich der Genuß auf eine größere oder geringere Zahl der zur Wirtschaftseinheit gehörigen Personen ausdehnt. Je größer die Zahl ihrer Angehörigen, die an dem Genusse teilnehmen, um so größer ist die Zahl der Bedürfnisse, die ihr befriedigt werden, desto größer ihre Genugtuung.

f) Vor allem aber wird die Intensität der Lustempfindung beeinflusst durch die Empfänglichkeit für Lust und Schmerz. Sie ist von zweierlei abhängig:

Einmal von der individuellen Reizempfindlichkeit des Empfindenden. Eine und dieselbe Ursache von Lust schafft nicht jedem dieselbe Lust, gleichwie eine und dieselbe Ursache von Schmerz nicht in jedem denselben Schmerz hervorruft; die Menschen sind in verschiedenem Maße für Schmerz und Freude empfindlich.

Die individuelle Reizempfindlichkeit wird durch natürliche und erworbene Eigenschaften bedingt, und die Wirksamkeit beider wird durch die Verhältnisse, in denen die Menschen leben, beeinflusst.<sup>1)</sup> Zu den natürlichen gehören die angeborenen körperlichen und geistigen Anlagen, Geschlecht, Alter, zu den erworbenen die Gewohnheiten, Kenntnisse, Fertigkeiten. Von den häuslichen und gesellschaftlichen Verhältnissen, dem Klima, der Regierungsform hängt es ab, in welchem Maße die auf Grund der genannten natürlichen und erworbenen Eigenschaften vorhandenen Organe der Reizempfindlichkeit verkümmern, sich entwickeln oder abgestumpft werden. Andauernde Untätigkeit der Organe, auf deren Erregung Unlust- wie Lustempfindung beruhen, mindert die Erregbarkeit bis zur völligen Vernichtung. Übertriebene Anspannung führt zu ihrer Abstumpfung und Erschöpfung.

Es ist daher ein Irrtum, den schon F. A. Lange in seiner „Arbeiterfrage“ vortrefflich widerlegt hat,<sup>2)</sup> wenn manche

---

<sup>1)</sup> Vgl. Dumont, Bentham's Prinzipien der Gesetzgebung, 9. Kapitel, S. 45 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. F. A. Lange, a. a. O., S. 116 ff., 120 ff.

meinen, „die Grundlage der ganzen Theorie des Glücks beruhe im Gesetz der Kontrastwirkungen, vermöge dessen unsere Nerven für eine bestimmte Erregungsweise um so empfänglicher sind, je mehr sie vorher der entgegengesetzten ausgesetzt waren“; die Lustempfindung sei also um so größer, je größer vorher der Schmerz; der unter starker Not und Bedrückung Leidende finde Entschädigung in dem gesteigerten Genusse, dem ihm die kleinste Verbesserung bereite. Nicht selten sind die Fälle, „wo ein großes und namentlich lange andauerndes Unglück den Menschen keineswegs genußfähiger macht, sondern im Gegenteil seine Genußfähigkeit auf lange Zeit hinaus abstumpft, wo nicht für immer ertötet. Auch bei der einfachen Sinnesempfindung hat die Kontrastwirkung ihre Grenzen. Ein zu starker Eindruck lähmt den Nerv und macht ihn nicht nur unempfindlich für den Eindruck, welchem er zu stark ausgesetzt war, sondern ebenso für die entgegengesetzten. So geht es auch mit dem menschlichen Gemüte . . . Von Fritz Reuter haben wir eine vortreffliche Schilderung des trostlosen Gemütszustands, in welchem er nach seinem siebenjährigen Festungsarrest, der Freiheit wiedergegeben, noch jahrelang verharrte, bevor die Frische des Geistes und die Empfänglichkeit des Gemüts für den willkommenen Wechsel von Arbeit und Genuß ihm wiederkehrte“.

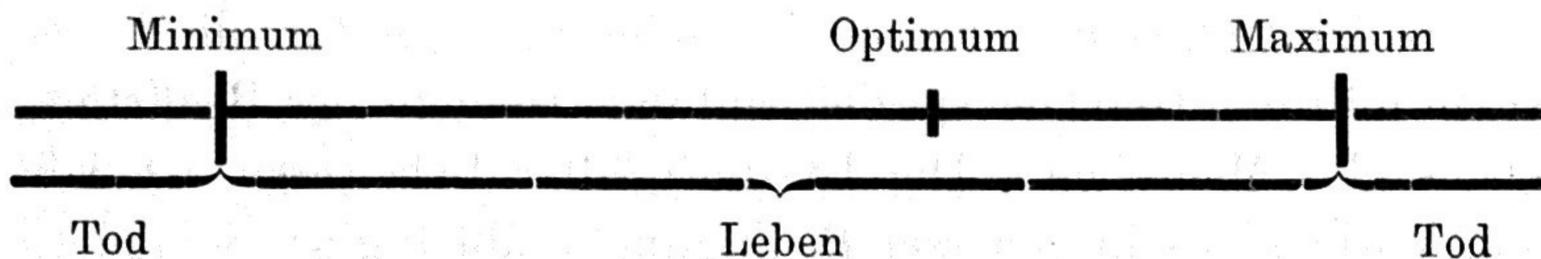
Aber noch bedeutsamer, weil für alle Menschen und alle Genüsse gleichmäßig gültig, ist die Abhängigkeit der Empfänglichkeit für Lust und Schmerz von dem Sättigungsgrad. Der Genuß, den die Verwendung einer bestimmten Größe von Bedürfnisbefriedigungsmitteln schafft, wird durch das Maß bedingt, in dem das Bedürfnis, dem es dient, bereits Befriedigung gefunden hat.

Es handelt sich hier um die Äußerung eines für alle Lebewesen gültigen Gesetzes speziell auf dem Gebiete des Bedürfnislebens des Menschen. Die Existenz aller Lebewesen ist von dem Vorhandensein gewisser Bedingungen abhängig; sie ändern sich in dem Maße, in dem sich diese Bedingungen ändern. Damit sie aber überhaupt existieren können, ist nötig, daß

diese Bedingungen in einem Mindestmaße gegeben sind und ein Maximalmaß nicht überschreiten. Unterhalb wie oberhalb dieser Grenze ist der Tod; sie leben nur innerhalb dieser beiden Grenzpunkte. Dabei sind aber nicht alle Punkte zwischen den beiden für das Leben gleich günstig. Der Lebensvorgang nimmt an Intensität ab, je mehr sich die Lebensbedingung dem Minimum oder Maximum nähert; seine Intensität ist am größten bei einem Maße der Lebensbedingung, welches sich zwischen den beiden befindet, beim Optimum. Dabei ist aber nicht gesagt, daß dieses Optimum gerade in der Mitte zwischen Minimum und Maximum liege; in vielen Fällen liegt es näher dem Minimum, in anderen näher dem Maximum.<sup>1)</sup>

Die Betrachtung des Wachstums einer Art von Lebewesen, der Pflanzen, wird dies anschaulich machen. Jede Pflanze braucht zu ihrem Gedeihen die entsprechenden Pflanzennährstoffe, ein gewisses Maß von Wärme, Bodenfeuchtigkeit, Feuchtigkeit der Luft, Licht, elektrischen Einwirkungen u. s. w. Für jede dieser Bedingungen gilt das eben dargelegte Gesetz. Zuerst wurde für die erforderliche Wärme von Julius Sachs festgestellt,<sup>2)</sup> daß jede Funktion der Pflanze, das Keimen, die Schossen-, Blüten- und Fruchtbildung, in bestimmten Temperaturgrenzen eingeschlossen ist, innerhalb deren sie stattfindet. Jede Funktion der Pflanze beginnt erst, wenn die Temperatur eine bestimmte untere Grenze, ein Minimum, die Schwelle, erreicht hat; von da ab wird sie mit steigender Temperatur beschleunigt bis zu einer gewissen Grenze, bei welcher die größte Leistung der

<sup>1)</sup> Vgl. Verworn, Allgemeine Physiologie. 4. Aufl. Jena 1903, S. 371 bis 504. Verworn veranschaulicht das Gesagte durch folgende graphische Darstellung:



<sup>2)</sup> Jahrbücher für wissenschaftliche Botanik, 1860, II, 338. — Lehrbuch der Botanik. Leipzig 1870, S. 611 und 613.

Funktion eintritt; bei noch weiterer Steigerung der Temperatur nimmt diese Leistung stetig ab, bis bei einer oberen Temperaturgrenze der Stillstand eintritt; steigt die Temperatur noch über diese Grenze, so geht das Pflanzenwachstum zurück bis zum Tode der Pflanze. Wollny<sup>1)</sup> hat dann durch Experimente nachgewiesen, daß dasselbe Gesetz für die Bodenfeuchtigkeit gilt. Ebenso gilt es für das Licht, für die elektrischen Einwirkungen auf das Pflanzenwachstum, hinsichtlich des Sauerstoffzutritts und der Luftfeuchtigkeit. Vor allem gilt das Gesetz auch für die Pflanzennährstoffe. Eine Zufuhr derselben wird erst wirksam, wenn sie eine gewisse, für die verschiedenen Pflanzenarten verschiedene Grenze, ein Minimum, die Schwelle, erreicht. Fährt man mit der Zufuhr fort, so steigt das Erträgnis progressiv, mindestens aber proportional der Zufuhr, bis zu einem Punkte. Werden noch weitere Nährstoffe in leicht löslicher Form zugeführt, so tritt eine allmähliche Abnahme im weiteren Zuwachse der Pflanze ein, bis das Optimum des Zuwachses erreicht ist. Findet noch weitere Zufuhr statt, so geht das Pflanzenwachstum zurück, bis beim Maximum die Pflanze abstirbt.

Genau so ist das Empfindungsleben des Menschen innerhalb gewisser Grenzen eingeschlossen, und innerhalb dieser Grenzen steigt die Größe des Empfindens nicht parallel mit dem Zuwachs an Reizmitteln; die Größe des Wohlgefühls, die ein und derselbe Genuß hervorruft, steigt nicht parallel mit dem Zuwachs an Genußeinheiten, die zur Verwendung gelangen.

Um eine Empfindung überhaupt wachzurufen, ist ein Reiz von einer bestimmten Größe erforderlich, die aber bei den verschiedenen Personen je nach dem Grade ihrer Empfindlichkeit verschieden ist. Diese Größe hat Fechner die Schwelle genannt. Reize, die zu schwach sind, um bis zur Schwelle zu führen, sind zunächst noch unwirksam. Erst wenn die Schwelle

---

<sup>1)</sup> Untersuchungen über den Einfluß der Wachstumsfaktoren auf das Produktionsvermögen der Kulturpflanzen, in Wollnys Forschungen auf dem Gebiete der Agrikulturphysik XX.

erreicht ist, hebt die erste Spur von Empfindung an. Jeder weitere Reizzuwachs von gleicher Größe steigert die Empfindung mindestens proportional zum Reizzuwachs, bis eine gewisse Größe des Reizes, die abermals je nach der Reizempfindlichkeit der einzelnen Personen verschieden ist, die Proportionalitätsgrenze, erreicht ist. Gelangen dann noch weitere Reizmengen zur Verwendung, so nimmt die Größe der Empfindung zwar noch absolut zu, allein sie nimmt im Verhältnis zum Reizzuwachs ab, mit anderen Worten, jeder weitere Zuwachs von Reiz hat einen geringeren Zuwachs von Empfindung zur Folge. Dieses Zunahmeverhältnis dauert an, bis ein Optimum von Empfindung erreicht ist. Gelangen darüber hinaus noch weitere Reizmengen zur Verwendung, so nimmt die Empfindung auch absolut ab; die Erregbarkeit der Nerven wird durch übermäßige Erregung erschöpft; an die Stelle des Wohlgefühls tritt ein Unlustgefühl, das mit noch weiterer Zunahme der Reizmittel zum Schmerze sich steigert, bis bei Anwendung des Maximums von Reizmitteln der empfindende Nerv völlig abgestumpft und ertötet ist und jede weitere Empfindung aufhört.

Diese Beobachtung ist wohl so alt wie die Menschen. Von Anbeginn muß man die Erfahrung gemacht haben, daß die Menge der Nahrungsmittel, die der Hungernde in sich aufnimmt, erst eine gewisse Größe erreicht haben müsse, bevor dieser irgendwelchen Genuß verspürt; daß mit Erreichung dieser Schwelle jeder gleich große Zuwachs an Nahrungsmitteln ein steigendes Wohlgefühl hervorruft, bis auch hier eine Grenze erreicht ist; daß bei noch weiterer Aufnahme von Nahrungsmitteln das Behagen nicht im Verhältnis zum Mehrverzehrten zunimmt und an die Stelle der Sättigung Übersättigung, Überdruß, Ekel, an die Stelle der Lustempfindung eine der ursprünglichen entgegengesetzte Unlustempfindung tritt. Schon Aristoteles hat gesagt:<sup>1)</sup> „Es liegt in der Natur einer jeden nützlichen Sache, daß ein Übermaß derselben ihrem Besitzer entweder schaden

---

<sup>1)</sup> Politik VII, 1. Vgl. auch Nikomachische Ethik X, 4 über die Ursachen der abnehmenden Lustempfindung.

muß oder ihm wenigstens keinen Nutzen gewährt.“ Es soll nicht an dieser Stelle verfolgt werden, wie sich dann die Lehre von der abnehmenden Reizempfindung von Aristoteles über Thomas von Aquin, Barbon, Gregory King bis zu Daniel Bernoulli, Euler, Buffon, Galiani, Graslin, Briganti, Condillac, Laplace, Bentham, Craig, Thompson, F. B. W. Hermann, Lloyd, Cournot, Ernst Heinrich Weber, Steinheil, Banfield, Dupuit, Hildebrand, Gossen, Jennings, Senior, Fechner, Jevons, Piderit, Marshall, F. A. Lange, Menger, Walras entwickelt hat.<sup>1)</sup> Die umfassendste Begründung hat ihr Gustav Theodor Fechner gegeben.<sup>2)</sup> Die für die wirtschaftliche Betrachtung wichtigsten Sätze hat aber schon vorher 1853 Hermann Heinrich Gossen folgendermaßen formuliert:<sup>3)</sup> 1. Die Größe des Genusses nimmt, wenn wir mit Bereitung des Genusses ununterbrochen fortfahren, fortwährend ab, bis Sättigung eintritt, und 2. eine ähnliche Abnahme des Genusses tritt ein, wenn wir den früher bereiteten Genuß wiederholen, und zwar vermindern sich sowohl anfängliche Größe als auch die Dauer desselben um so mehr, je rascher die Wiederholung erfolgt.

Dementsprechend wäre auch, wie dies schon Daniel Bernoulli 1731 getan hat,<sup>4)</sup> zu sagen, daß, je größer das Vermögen einer Person, um so geringer die Lust ist, welche ihr ein weiterer Vermögenszuwachs bereitet. Ist dies aber richtig? Wenn wir eine bestimmte, gleichbleibende Größe des Vermögenszuwachses

---

1) Vgl. auch meine Abhandlung über „die Entwicklung der Wertlehre“ Nr. 3 der Sitzungsberichte, Jahrgang 1908, wo ich diese Entwicklung schon berührt habe.

2) G. Th. Fechner, Elemente der Psychophysik. 2 Bände. Leipzig 1860.

3) H. H. Gossen, Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs und der daraus fließenden Regeln für menschliches Handeln. Braunschweig 1853, S. 4, 5. (Neue Ausgabe, Berlin 1889.)

4) Siehe: Die Grundlage der modernen Wertlehre: Daniel Bernoulli, Versuch einer neuen Theorie der Wertbestimmung von Glücksfällen. Herausgegeben von A. Pringsheim. Leipzig 1896. Vgl. dazu auch Laplace, Essai philosophique sur les probabilités. 5. éd. Paris 1825, p. 27 ff. Über die diesbezügliche Lehre Benthams vgl. Dr. Oskar Kraus, Zur Theorie des Wertes, eine Benthamstudie. Halle a. S. 1902.

setzen, unzweifelhaft. Ich habe arme Kinder gesehen, die über ein Zehnpfennigstück in Jubel ausbrachen, als sei ihnen damit das Tor des Paradieses eröffnet worden; den Wohlhabenden wird der Gewinn eines Zehnpfennigstückes gleichgültig lassen; und Millionen oder Milliarden dürften nötig sein, um in einem Mann von dem Reichtum Rockefeller ähnliche Lustempfindungen wie die jener Bettelkinder hervorzurufen. Es ist klar, das Gesetz der abnehmenden Reizempfindung gilt ebenso wie für den Zuwachs anderer Genußeinheiten auch für den Vermögenszuwachs.

Aber besteht nicht doch eine Verschiedenheit? Wir haben gesehen, daß bei physischen Bedürfnissen durch fortgesetztes Hinzukommen weiterer Genußeinheiten nach erreichter Sättigung Übersättigung, Überdruß, Ekel sich einstellen. Nun nimmt zwar die Freude, welche der Gewinn eines Zehnpfennigstückes bereitet, ab, je größer das Stammvermögen ist, zu dem es hinzukommt, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß etwas Ähnliches wie Übersättigung, Überdruß, Ekel durch noch so großes Hinzukommen weiterer Zehnpfennigstücke niemals erregt wird; kommen sogar statt zehn Pfennige Hunderttausende oder Millionen von Mark zum Vermögen eines Reichen hinzu, so kann selbst dieser eine ebenso große Freude wie der Arme beim Empfang von zehn Pfennigen empfinden. Könnte der Reiche seinen größeren Reichtum nur auf die Befriedigung physischer Bedürfnisse verwenden, so würden sich auch bei ihm bei fortgesetzter Mehrung der diesen begrenzten Bedürfnissen dienenden Gelder dieselben Unlustempfindungen geltend machen, die etwa ein Satter empfindet, wenn ihm fortwährend weitere Speisen zum Verzehren vorgesetzt werden. Allein was zur fortwährenden Anhäufung von Geldern führt, ist bei manchen die Lust am Anhäufen selbst<sup>1)</sup> ähnlich der Sammelwut der Sammler, gleichviel worauf sie sich richtet, ob auf Naturalien, Kunstwerke oder Briefmarken, bei Anderen der Wunsch, die Mittel zur Erweiterung und Verfeinerung ihrer Bedürfnisse zu erlangen, und

---

1) Vgl. z. B. die Schilderung „The Astor fortune“ in H. G. Wells, *The future in America*. Tauchnitz-Edition. Leipzig 1907, p. 105 ff.

da, wie Aristoteles sagt, die Lebenslust keine Grenze hat, so begehrt man auch die Mittel zu ihrer Befriedigung in grenzenloser Menge (Pol. I, 9), bei wieder Anderen — und dies ist die Ursache, die am meisten zu immer fortschreitender Anhäufung antreibt — das Streben nach steigendem Ansehen und zunehmender Macht. All dies sind Bedürfnisse psychischer Art, und indem das Bedürfnis, Geld zu Geld zu häufen, um dieser Bedürfnisse willen empfunden wird, nimmt es, wie schon Aristoteles ausgeführt hat,<sup>1)</sup> teil an dem Charakteristischen des geistigen Bedürfnis: seiner Schrankenlosigkeit.

## V.

Damit kommen wir zu der wichtigen Frage, ob das Gesetz der abnehmenden Reizempfindung auch für die geistigen Bedürfnisse gilt.

Einige sind der Meinung, die Frage sei zu verneinen. Wenn sie sich aber dabei auf die Tatsache berufen, daß das geistige Bedürfnis an sich zunimmt, je mehr geistige Bedürfnisse im Einzelnen Befriedigung finden, so übersehen sie Eines, nämlich eben die Schrankenlosigkeit des geistigen Bedürfnis. Das Gesetz der abnehmenden Reizempfindung besagt doch nur, daß, nachdem ein Bedürfnis Befriedigung gefunden hat, jede weitere auf dieses Bedürfnis verwendete Genußeinheit einer Abnahme der Lustempfindung begegnet, bis schließlich Unlust eintritt; es besagt aber nicht, daß, wo keine Befriedigung stattfindet, Sättigung, Übersättigung, Überdruß, Ekel eintreten werden. Wo ein Bedürfnis unbegrenzt ist, tritt niemals Befriedigung ein; daher kann auch niemals die auf die Befrie-

---

<sup>1)</sup> Vgl. Aristoteles Politik, ins Deutsche übertragen von Jakob Bernays. Berlin 1872, S. 33 (Pol. I, 9): „Wie nämlich von der Arzneikunde die Gesundheit und von allen Kunstfertigkeiten ihr Zweck bis ins Unbegrenzte verfolgt wird, — denn sie wollen ihn ja so sehr als möglich hervorrufen — dagegen das Zweckdienliche nicht bis ins Unbegrenzte, denn für dieses bildet der Zweck die Grenze: so hat auch die krämerhafte Finanzkunde (andere übersetzen: die Bereicherungskunst, die Gelderwerbskunst) keine Grenze für ihren Zweck.“ Vgl. auch Arist. Pol. VII, 1.

digung folgende Abnahme der Lustempfindung sich einstellen. Wohl aber findet sich auch bei allen Bedürfnissen geistiger Art eine Abnahme der Reizempfindungen für die einzelnen Genußeinheiten, welche uns der Befriedigung der geistigen Bedürfnisse wenigstens näher bringen. Je mehr wir in der Bereitung derselben geistigen Genüsse fortfahren und je häufiger sie sich wiederholen, desto geringer die Lustempfindung, die sie hervorrufen, und, da mit der Betätigung unseres Empfindungsvermögens dieses sich steigert, um so größer die Unlust über das, was uns noch von der vollen Befriedigung unseres Bedürfnisses trennt. Das ist auch der Sinn der Stelle bei Aristoteles, auf die ich soeben verwiesen habe. Sie sagt, daß jede Kunst, da ihr Ziel ein Ideal ist, ins Unendliche strebe, daß sie dagegen jedes einzelne Mittel, das diesem Ideale näher bringe, nur endlich begehre. Und wohin wir im Leben blicken, finden wir den Beweis, daß dem so sei.

Nehmen wir z. B. den Fall des begeisterten Kunstfreundes, den schon Gossen angeführt hat. Da ist ein Kunstwerk von auserlesener Schönheit. Schon beim ersten Betrachten erweckt es sein größtes Entzücken, und dieses wächst, je mehr er sich in die Betrachtung aller Einzelheiten versenkt. Hat er aber alle seine Schönheit entdeckt und diese im Ganzen wie in ihren Einzelheiten in sich aufgenommen, so empfindet er bei fortwährender Betrachtung ein Sinken des Genusses. Es tritt Sättigung ein, auch wenn der Betrachter noch aufgelegt bleibt, sich an anderen Kunstwerken ähnlicher Art zu erfreuen. Bei Wiederholung der Betrachtung nimmt die Intensität der Lustempfindung ab, je häufiger die Wiederholung und je rascher sie stattfindet. Auch der größte Kunstenthusiast im Besitze eines Kunstwerks wird, wenn er alle Nebenrücksichten beseitigt, nach und nach immer mehr beim Genießen desselben Kunstwerks erkalten; schließlich vergehen Tage, Wochen, wo er das Kunstwerk gar nicht ansieht. Dagegen wird er, je schöner das Kunstwerk war, an dem er sich erfreut hat, und je häufiger er sich daran erfreut hat, immer größere Ansprüche an Kunstwerke stellen. Mit dem Genuß ist sein

Verständnis gewachsen, mit seinem Verständnis der Anspruch, den er an die Schönheit eines Kunstwerkes stellt; um den gleichen Genuß wie bei seiner anfänglichen Bekanntschaft mit dem bisher bewunderten Kunstwerk zu empfinden, muß ihm immer Besseres geboten werden; in dem Maße, in dem er mit Kunstgenüssen gesättigt ist, sind stärkere Reizmittel nötig, um ihm weitere gleich große Kunstgenüsse zu schaffen.

Also: der Genuß, den ein bestimmtes einzelnes Kunstwerk gewährt, sinkt, je länger und häufiger seine Betrachtung; aber der Kunstfreund wird immer empfindlicher für ästhetisch Verletzendes; sein Geschmack wird immer anspruchsvoller; es wird immer schwieriger, ihn zu befriedigen, je mehr künstlerische Genüsse er bereits empfunden hat. Mit der Befriedigung seines bisherigen Bedürfnisses macht sich das Gesetz der abnehmenden Reizempfindung geltend, aber es entsteht in ihm ein neues Bedürfnis nach mehr.

Nicht anders verhält es sich mit dem Hören von Musik. Gewiß: je mehr Einer Musik hört, desto stärker pflegt sein Bedürfnis nach Musik zu werden. Aber auch das größte Entzücken, mit dem ihn ein Musikstück bei anfänglichem Hören erfüllt, hindert nicht, daß er es, je häufiger und rascher seine Wiedergabe wiederholt wird, schließlich gar nicht mehr hören kann, und in dem Verhältnis, in dem er mehr Musik hört und als Folge die Lustempfindung an der Musik, die er bisher gehört hat, abnimmt, verlangt er nach besserer Musik.

Und genau so ist's auf dem Gebiete der Wissenschaft. Das Interesse an einer Wahrheit nimmt so lange zu, bis man sie ganz erfaßt hat; eine wirkliche oder vermeintliche Entdeckung schafft den höchsten Genuß. „Weiter macht es dann auch noch Vergnügen, eine Zeitlang bei dem Gegenstand zu verweilen; aber dieses Vergnügen nimmt immer mehr ab, bis es zuletzt langweilt, den Gegenstand noch länger festzuhalten. Das wiederholte Behandeln eines und desselben Gegenstandes erregt dann bei jeder neuen Wiederholung einen um so geringeren Genuß, je öfter und in je kürzeren Zeiträumen die

Wiederholung stattfindet.“<sup>1)</sup> „Ein gelehrter Arithmetiker z. B. wird sehr gleichgültig dabei bleiben, wenn er eine Gleichung vom ersten Grade gelöst hat, ein Tertianer aber, der dieselbe Aufgabe nicht ohne schweres Kopfzerbrechen fertig gebracht hat, wird mit einem Gefühle hoher Befriedigung auf das gewonnene Resultat blicken.“<sup>2)</sup> Aber je mehr Wahrheiten für jemand etwas Selbstverständliches werden, um so größer werden seine wissenschaftlichen Ansprüche.

Daher denn auch große Forscher größere Unlust zu empfinden pflegen über das, was ihnen zu erreichen versagt blieb, als Lust über das, was sie erreichten. In der Bankettrede, die der so erfolgreiche Naturforscher Lord Kelvin bei seinem fünfzigjährigen Professorenjubiläum (1896) hielt, sagte er: „Ein Wort bezeichnet meine angestrengtesten, während fünfundfünfzig Jahren mit zäher Ausdauer fortgesetzten Bemühungen, die Wissenschaft zu fördern; dieses Wort heißt Mißlingen. Ich weiß nicht mehr von elektrischer und magnetischer Kraft oder den Beziehungen zwischen Äther, Elektrizität und wägbarem Stoffe oder von chemischer Verwandtschaft, als ich im ersten Jahre, da ich Professor war, vor fünfzig Jahren gewußt und meinen Zuhörern in meinen Vorlesungen über Naturwissenschaft zu lehren versucht habe“; — ein Bekenntnis wie das, mit dem der Goethesche Faust anfängt.

Aber auch mit unseren ethischen Anforderungen ist es nicht anders. Ich habe gegen die Allgemeinheit des Gesetzes der abnehmenden Reizempfindung einwenden hören, wenn man sie zugäbe, müsse man auch sagen, daß bei einem Volke, wo niemand stiehlt oder wo alle Frauen keusch seien, die Ehrlichkeit oder Keuschheit gering geschätzt würden, während das Gegenteil doch der Fall sei. Nun ist es ganz richtig, daß, wo ein ganzes Volk unehrlich ist, schon der als tugendhaft gilt, der nicht stiehlt, während, wo ein Volk die Ehrlichkeit besonders schätzt, jemanden, bloß weil er nicht stiehlt, noch

1) Gossen, a. a. O., S. 5, 6.

2) Piderit, zitiert von F. A. Lange, Die Arbeiterfrage, Kapitel III. 3. Aufl. Winterthur 1875, S. 118.

nicht das Lob besonderer Ehrlichkeit zuteil wird; gerade weil Nichtstehlen hier als selbstverständlich gilt, wird nur der als ehrlich gerühmt, der unter ungewöhnlichen Verhältnissen ein zartes Gewissen betätigt, und ebenso mag da, wo alle Mädchen jedwedem sich preisgeben, schon das Mädchen als keusch angesehen werden, das nicht mit Allen, sondern nur mit Einem sich abgibt, während da, wo die Keuschheit der Frauen die allgemeine Regel bildet, nur Mädchen, welche sich nicht nur jedweden außerehelichen Umgangs enthalten, sondern auch durch ihr ganzes Benehmen die Reinheit ihrer Gedanken beweisen, das Lob der Keuschheit ernten.<sup>1)</sup> Aber daraus ein Versagen des Gesetzes der abnehmenden Reizempfindung folgern, zeigt ein völliges Verkennen des ethischen Ziels, das von tugendhaften Menschen angestrebt wird. Das Ziel der Ethik ist dasselbe wie das, was Aristoteles als das Ziel jedweder Kunst bezeichnet; es ist nicht, daß jemand nicht stiehlt oder daß ein Mädchen nicht mit jedweden geschlechtlich verkehre, sondern ein Unbegrenztes, das unendlich Vollkommene. Eben deshalb kann es nie erreicht werden, und eben deshalb kann auch nie Sättigung, Übersättigung, Überdruß, Ekel in der Verfolgung dieses Ziels eintreten. Allein wir können uns diesem in unendlicher Ferne liegenden Ziele nähern; eine Stufe der Annäherung nach der anderen kann erklimmen werden, und je mehr Stufen der Vollkommenheit zu den bereits zurückgelegten hinzukommen, desto geringer der Reiz, den diese ausüben, desto unerheblicher das Maß dessen, was sie zur Befriedigung des Strebens nach Vollkommenheit beitragen, desto größer das Verlangen nach mehr.

---

<sup>1)</sup> So hat ja schon Montaigne (Des récompenses d'honneur, Essais, Livre I, Chap. VII) geschrieben: „Ich glaube nicht, daß sich in Sparta irgend ein Bürger seiner Tapferkeit gerühmt habe, denn das war dort eine allgemeine Tugend, noch auch seiner Treue, noch auch seiner Verachtung des Reichtums. Einer Tugend, die herkömmlich geworden ist, wird keine Anerkennung zuteil, wie groß sie auch sein mag; ja ich weiß nicht, ob wir sie überhaupt als groß bezeichnen würden, wo sie allgemein ist.“

Dasselbe gilt für das Bedürfnis des Ehrgeizigen nach äußeren Ehren. Sein Verlangen ist, als der Erste zu gelten. Je mehr er sich durch Ehren, die er empfangen hat, vor Anderen hervorgetan, desto geringer der Genuß, den ihm die bereits empfangenen Ehren bereiten, desto größer seine Unlustempfindung, wenn es noch Andere gibt, hinter denen er in dieser oder jener äußeren Ehre zurücksteht. Vor Allem aber gilt das Dargelegte auch für das Bedürfnis der Menschen nach Freiheit, Macht, Herrschaft.

Das Bedürfnis des Menschen, seinen Willen frei betätigen zu können, ist unbegrenzt; jede Beschränkung dieser Möglichkeit empfindet er als eine Beeinträchtigung seiner Gleichberechtigung mit Allen. Allein wie alle Reize, so wirkt auch der durch solche Beschränkung ausgeübte Druck nicht auf alle Menschen in gleichem Maße. Nicht nur, daß sich wie bei allen Reizen, je nach ihren individuellen Verhältnissen, ein verschiedenes Maß der Reizempfindlichkeit findet, es macht sich auch hier das Gesetz der abnehmenden Reizempfindung geltend. Die in der Unterwerfung unter den Willen eines Anderen liegende Minderung der Anerkennung durch Andere wird um so schmerzlicher empfunden, je unbeschränkter die Freiheit bis dahin gewesen ist; daher die erbitterten Kämpfe bisher freier Völker oder gleichberechtigter Gesellschaftsklassen gegen jedwede Beeinträchtigung ihrer Freiheit. In dem Maße dagegen, in dem sie an dieser Freiheit bereits Einbuße erlitten haben, nimmt ihre Empfindlichkeit für eine Steigerung des Drucks des politischen Regiments oder sozialer Mißstände ab; sie steigt nicht proportional der absoluten Größe des Druckzuwachses, sondern mit dem Verhältnis dieses Zuwachses zur Größe des gesamten auf ihnen lastenden Drucks,<sup>1)</sup> bis schließlich Stumpfsinn und Vertierung eintreten und die Reizempfindlichkeit völlig ertötet wird. Dies ist der Grund, warum geknechtete Völker einen Zuwachs an Übelständen fast gleichgültig ertragen, der bei freieren

---

<sup>1)</sup> Vgl. auch F. A. Lange, Die Arbeiterfrage, 3. Kapitel. 3. Aufl., S. 115.

Völkern eine Revolution hervorrufen würde, und warum Arbeiter auf der tiefsten Stufe des Elends sich nie zu selbständigem, auf die Besserung ihrer Lage gerichtetem Vorgehen aufrufen. Ein Volk muß erst ein gewisses Mindestmaß von Freiheit erlangt haben, eine Arbeiterklasse erst auf einer gewissen Stufe des Wohlergehens angelangt sein, ehe sich Bestrebungen und Organisationen zu weiterer Besserung ihrer Lage finden.<sup>1)</sup> Und in dem Maße, in dem dann Freiheit und Wohlergehen fortschreiten, in dem Maße steigert sich das Verlangen nach weiteren Fortschritten. Dann schallt den nach noch mehr verlangenden Völkern und Klassen häufig das Wort entgegen: „Ihr klagt, folglich ist es besser geworden.“ Dieses Wort ist vollkommen zutreffend, nur daß es nicht gegen, sondern für die Berechtigung ihres Verlangens spricht. Denn mit der Verbesserung ihrer Lage ist ihre Reizempfindlichkeit für noch bestehende Übelstände gewachsen und damit die Unlustempfindung. Erst mit der völligen Beseitigung der Übelstände wird sie beseitigt.

Dasselbe Streben, den eigenen Willen zur Geltung zu bringen, welches bei jeder Beschränkung der freien Willensbetätigung eine Unlustempfindung zur Folge hat, führt aber auch zum Streben, durch Gewinnung von Macht über Andere, die Sphäre des eigenen Willens auszudehnen; solche Ausdehnung führt zu gesteigerter Lustempfindung. Dieses Bedürfnis nach Herrschaft über Andere liegt tief in der inneren Natur des Menschen; es findet sich unter den ärmlichsten Verhältnissen

---

<sup>1)</sup> Mit Recht schreibt Schmoller, „Die ländliche Arbeiterfrage mit besonderer Rücksicht auf die norddeutschen Verhältnisse“, Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 1866, S. 171: „Jede Bewegung wird zuerst von einer aristokratischen Elite getragen; die Buchdrucker und Eisenarbeiter, verschwindend an Zahl, aber am höchsten stehend an Lohn und Bildung, haben in England zu einer Zeit Arbeitseinstellungen, Koalitionen, Lohnerhöhungsforderungen gemacht, als die anderen Arbeiter noch an nichts dachten. Daß die landwirtschaftlichen Arbeiter zuletzt aus der Stagnation heraustreten, kommt nicht von ihrer numerischen Unbedeutendheit her, sondern hängt im Gegenteil gerade damit zusammen, daß sie die zahlreichste, aber zugleich die am tiefsten stehende Arbeiterklasse sind.“

wie auch in jedem Alter und bei jedem Geschlecht, und auch dieses Bedürfnis ist schrankenlos. Je größer der Einfluß, die Macht, die Herrschaft, die erreicht ist, desto geringer die Befriedigung, die das Erreichte im Vergleich zu dem noch nicht Erreichten gewährt, desto heißer das Verlangen nach mehr; und, da die Herrschaft über materielle Güter das Hauptmittel ist, um Andere zur Unterwerfung zu bringen, und je größer die Menge des Erworbenen desto größer die Macht über Andere, auch das schrankenlose Streben nach Mehrung des Reichtums.

Die Schrankenlosigkeit dieses Strebens tritt uns schon auf den primitivsten Kulturstufen mit derselben Intensität entgegen wie auf den entwickeltsten, und ich kann daher Sombart<sup>1)</sup> nicht zustimmen, wenn er nach dem Vorbild von Marx<sup>2)</sup> und in falscher Anwendung gewisser Ausführungen der aristotelischen Politik<sup>3)</sup> behauptet, das Bedürfnis nach unbegrenztem Erwerb sei eine der kapitalistischen Wirtschaftsperiode eigentümliche Erscheinung; vorher habe sich das Streben bloß auf Deckung des herkömmlichen persönlichen Bedarfes gerichtet. Es steht dies mit der Wirklichkeit in argem Widerspruch. Das Bedürfnis nach Macht und Herrschaft ist allen Kulturstufen und allen Wirtschaftsperioden gemein, desgleichen das schrankenlose Streben nach Erwerb, da Reichtum das Haupt-

---

1) Sombart, Der moderne Kapitalismus. Leipzig 1902, I, 195 ff.

2) Karl Marx, Das Kapital. Hamburg 1867, I, 113 ff.

3) Politik I, 3. Aristoteles unterscheidet zwischen Haushalkunst und Erwerbskunst. Jene beschränke sich auf die Beschaffung der zum Leben notwendigen und für das Haus oder den Staat nützlichen Güter; diese sei unbegrenzt. Diese Unbegrenztheit folgt für ihn aus dem Wesen der Erwerbskunst, nur daß er dieses Streben nicht, wie Sombart, von der leiblichen individuellen Persönlichkeit loslöst, sondern als Ausfluß der Unendlichkeit ihres Begehrens hinstellt. (Vgl. auch Pol. I, 9.) Eigentlich ist dieses Streben auch bei Karl Marx nicht von dem persönlichen Bedürfnis des Menschen losgelöst, indem er sich gleich auf der ersten Seite des ersten Bands des „Kapitals“ auf Barbon beruft, der da sagt: the greatest number (of things) have their value from supplying the wants of the mind; die letzteren nämlich sind unbegrenzt.

mittel ist, um diesem Bedürfnisse zu dienen. Es äußert sich nur auf den verschiedenen Kulturstufen je nach den jeweiligen Wirtschaftsverhältnissen verschieden in der Art der Güter, auf welche es als auf die Mittel zur Macht sich richtet.

Zur Zeit, als noch Land im Überflusse vorhanden war und das Kapital noch keine Rolle spielte, war es die Arbeit allein, wovon der Ertrag abhing. Daher damals das Streben, durch Gewalt möglichst viel Arbeitskräfte in Abhängigkeit von sich zu bringen. Je größer die Anzahl Menschen, über die Einer verfügte, desto größer sein Ansehen, seine Macht über Andere.

Dann, als zwar das Land noch gemein, aber Viehbesitz nötig war, um es zu nützen, war das Streben nach Viehbesitz das Allbeherrschende. Wer es besaß, lieh es an Andere aus gegen Abgaben und Dienste, und je größer seine Viehzahl, desto größer die Zahl der von ihm Abhängigen, desto größer sein Ansehen und seine Macht. Derartige Zustände zeigen uns die Brehon Laws für die Kelten in Irland, und nach dem, was wir dort finden, können wir schließen, daß die Zustände der Kelten in Gallien die gleichen waren, als Cäsar dahin kam.<sup>1)</sup>

Dann, als das Land ins Sondereigentum übergegangen war, richtete sich das Verlangen der Mächtigen nach immer mehr Landbesitz. Denn, wer es besaß, hatte das Mittel, um Andere in Abhängigkeit von sich zu bringen, und je größer sein Landbesitz, desto größer die Zahl seiner Anhänger, desto größer sein Ansehen und seine Macht. Dies gilt nicht nur für die weltlichen Großen, welche den kleinen Freien in Abhängigkeit von sich brachten; als Karl der Große im Jahre 811 am Abend seines Lebens die Sitzungen der Synode von Aachen leitete, brach er gegenüber dem versammelten Klerus in die Worte aus:<sup>2)</sup> „Heißt das der Welt entsagen, wenn man nichts Anderes

1) Vgl. die diesbezüglichen Ausführungen in meiner Schrift „Über Anerbenrecht und Grundeigentum“, Berlin 1895, S. 17, 18; jetzt auch Michael Hainisch, Die Entstehung des Kapitalzinses. Leipzig und Wien 1907, S. 50 ff.

2) Inquirendum etiam, si ille seculum dimissum habeat, qui cotidie possessiones suas augere quolibet modo, qualibet arte, non cessat, suadendo

tut und denkt, als wie man seine Güter vermehre? Wenn man die Leute bald mit dem höllischen Feuer bedroht, bald mit den Freuden des Paradieses lockt, bis die schwachen Gemüter ihre Kinder enterben, ihr Gut an die Kirche schenken und dann ohne Besitz umherirren, nichts haben, wovon sie leben können und in ihrer Verzweiflung auf Raub ausgehen?“ Das zeigt uns doch sicher die Unbegrenztheit des Verlangens nach Reichtum lange vor Anbruch der kapitalistischen Epoche.

Als diese dann anbricht, so ist es nicht das Streben nach unbegrenztem Reichtum, was damit erst ins Leben tritt; für alle Zeiten gilt der von Aristoteles angeführte Vers des Solon:

Reichtum hat kein Ziel, das kennbar den Menschen gesteckt ist; dieses Streben nimmt dann nur eine andere Richtung. Es richtet sich auf unbegrenzten Erwerb von Geld, weil in der kapitalistischen Epoche der Besitz von Geld es ist, der die Herrschaft über Andere verleiht.<sup>1)</sup>

---

de coelestis regni beatitudine, comminendo de aeterno supplicio inferni, et sub nomine Dei aut cujuslibet sancti tam divitem quam pauperem, qui simpliciores naturae sunt, et minus docti atque cauti inveniuntur, si rebus suis expoliant, et legitimos heredes eorum exheredant, ac per hoc plerosque ad flagitia et scelera propter inopiam, ad quam per hos fuerint devoluti, perpetranda compellunt, ut quasi necessario furta et latrocinia exercent, cui paterna rerum hereditas, ne ad eum perveniret, ab alio praerepta est. Monumenta Germaniae historica, Legum t. I. Hanoverae 1835, p. 167. In ähnlicher Weise schon früher spanische Konzilien gegen die Habsucht.

<sup>1)</sup> Der Wandel hat sich in einigen Ländern in einem sehr kurzen Zeitraum zusammengedrängt. In Walter Scotts anschaulichem Aufsatz über das schottische Clansystem (The Culloden Papers im Quarterly Review, January 1816) findet sich folgende für den Wandel in den Gütern, worin in den verschiedenen Perioden der Schwerpunkt der Wirtschaft lag, charakteristische Stelle: „Folgendes war die Art und Weise, wie im Hochland in alten Zeiten ein Besitz bewertet wurde. „Ich bin alt geworden, um traurige Tage zu sehen“, sagte zu mir im Jahre 1788 ein Clanhauptling aus Argyleshire. „Als ich jung war, war die einzige, den Rang eines Manns betreffende Frage, wie viel Mann auf seinem Besitze lebten; dann frug man, wie viel Stück schwarzes Vieh er zu halten vermöge; aber jetzt fragen sie nur, wie viel Schafe das Land zu ernähren vermag.“ Denn die Schafzucht war das, was das meiste Geld damals brachte.

Somit unterscheiden sich die Wirtschaftsstufen und Wirtschaftsformen nicht psychologisch durch Begrenztheit oder Unbegrenztheit des Bedürfnis. Es ist nicht, wie Marx, und nach ihm Sombart gesagt haben, daß es das charakteristische Merkmal der kapitalistischen Periode sei, daß in ihr das Erwerben auf mehr als das Maß des persönlichen Bedürfnis sich richte, während es in früherer Zeit an dieser Grenze Halt gemacht habe. Das Verlangen nach Gütern über das Maß des persönlichen Bedarfs ist nicht etwas Unpersönliches, das aus dem Wesen des Kapitals fließt. Es ist etwas höchst Persönliches, denn es ist der Ausfluß des Bedürfnisses nach Anerkennung durch Andere, nach Ansehen und Macht. Es tritt nicht erst in der kapitalistischen Wirtschaftsperiode hervor; es ist dieser mit allen vorausgegangenen Perioden gemein. Die Wirtschaftsperioden unterscheiden sich nicht psychologisch durch Begrenztheit und Grenzenlosigkeit des Bedürfnis, sondern durch das Produktionselement, das in ihnen die Führung hat, und nach welchem daher das Verlangen in unbegrenztem Maße sich richtet.

Aber auch hier dieselbe Erscheinung. Während das Bedürfnis nach Macht und Herrschaft grenzenlos ist, daher nie seine Befriedigung findet und eben deshalb auch nie Übersättigung eintritt, begegnet jede Zuwachseinheit an Macht einer abnehmenden Reizempfindung; und eben weil das Machtbedürfnis grenzenlos ist, wächst, je mehr Widerstände besiegt worden sind, um so mehr die Unlustempfindung, welche durch die Existenz eines noch nicht Unterworfenen, mag dieser noch so unscheinbar sein, ausgelöst wird.

Unendlichkeit des geistigen Bedürfnis und das Gesetz der abnehmenden Reizempfindung schließen sich also keineswegs aus. Vielmehr macht die Unbegrenztheit des geistigen Bedürfnis sich geltend, eben weil mit Wiederholung auch derselben psychischen Genüsse Übersättigung eintritt. Auch für die psychischen Bedürfnisse gilt der Satz, daß es kein Gut gibt, das wir mit der gleichen Stärke zu begehren fortfahren, gleichviel wie groß die Menge ist, die wir bereits besitzen.

Allein das seelische Bedürfnis an sich ist unbegrenzt, und jede Befriedigung eines einzelnen Bedürfnisses ruft sofort ein neues, sei es weitergehendes, sei es höheres, sei es qualitativ intensiveres Bedürfnis hervor.<sup>1)</sup>

## VI.

Dabei findet sich dieses Nebeneinanderbestehen von Unbegrenztheit des Bedürfnisses und abnehmender Reizempfindung bei Fortfahren in der Bereitung eines und desselben Genusses nicht bloß bei rein psychischen Bedürfnissen, wie z. B. beim Bedürfnis nach Erkenntnis der Wahrheit; es wurde schon oben ausgeführt, daß auch jedes physische Bedürfnis des Menschen gleichzeitig ein geistiges ist, daß auch beim physischen Bedürfnis des Menschen seine Seele in Schwingung gerät und auch die physische Lust und Unlust gleichzeitig von ihr empfunden werden. Die Menschen unterscheiden sich also nicht bloß dadurch von anderen Lebewesen, daß diese bloß physische, jene auch psychische Bedürfnisse empfinden, sondern beim Menschen sind physische Schmerz- und Lustempfindungen von seelischen Reflexempfindungen gleicher Art begleitet, und, noch mehr, es fließen, wie wir gesehen haben, beim Menschen Ansprüche geistiger Art mit dem Verlangen nach Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse in Eins zusammen; der Mensch verlangt die Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse in einer Weise, die seinen gleichzeitigen seelischen, seinen ethischen, ästhetischen, geistigen und gesellschaftlichen Anforderungen entspricht. Die Folgen sind:

---

<sup>1)</sup> Das haben die im vorstehenden gepflogenen Erörterungen gezeigt und damit fallen auch die von Marshall, Handbuch der Volkswirtschaftslehre I, 136, gegen Banfield, Four lectures on the organization of industry, London 1845, p. 11, gerichteten Bemerkungen. Das von Banfield Behauptete haben übrigens namentlich die frühen italienischen Nationalökonomien lange vor ihm betont, so Lottini, Avvedimenti civili, in der Sammlung italienischer Ökonomen, vol. 6, Milano 1839, p. 570, Galiani, della Moneta, vol. 3 der Custodischen Sammlung, p. 59, Briganti, aber auch ältere Nationalökonomien anderer Nationalität, wie Storch.

1. Das Gesetz der abnehmenden Reizempfindung wirkt beim Menschen in verstärktem Maße. Neben die verschiedenen Entwicklungsstadien in der Befriedigung des physischen stellen sich noch entsprechende Stadien in der Befriedigung des seelischen Bedürfnisses. Gewiß, auch Tier und Pflanze empfinden Bedürfnis, wachsende Sättigung, Übersättigung; allein die entsprechenden seelischen Affektionen sind ihnen fremd. Die Folge ist: Bei ihnen kann die Befriedigung eines und desselben Bedürfnisses, so oft es auftritt, in ewig sich wiederholender Gleichförmigkeit vor sich gehen. Anders beim Menschen. Bei ihm tritt, wie zum physischen Wohlbehagen bei Befriedigung eines Bedürfnisses das psychische, so zum physischen Überdruß die Langeweile. Die anderen Lebewesen unterscheiden sich auch dadurch vom Menschen, daß dieser allein sich langweilen kann.<sup>1)</sup> Daher Helvetius schrieb: „Wenn die Affen sich langweilen könnten, würden sie Menschen werden.“ Und wenn dieser Satz in seiner epigrammatischen Kürze den Unterschied zwischen Mensch und anderen Lebewesen auch nicht erschöpft, so ist doch so viel richtig, daß der Mensch allein unter allen organischen Wesen das Bedürfnis nach Abwechselung empfindet, und zwar empfindet er es um so mehr, je mehr er sich über den rein animalischen Zustand erhebt, je mehr die Kultur fortschreitet.<sup>2)</sup> Daher der Wechsel der Mode, des Geschmacks, der Stilarten, den wir mit zunehmender Kultur in steigendem Maße beobachten können. Alles Eifern dagegen, sei es vom Standpunkt eines absoluten Schönheitsideals oder des Festhaltens am Historischen, sei es vom Standpunkt der größeren Solidität oder

---

1) Storch, Cours d'économie politique, I, 51. Ich habe das Buch von G. John Romanes, Die geistige Entwicklung im Tierreich, Leipzig 1885, daraufhin durchstudiert, ob etwa die Darwinianer eine dieser Aufstellung Storchs widersprechende Tatsache beibrächten. Es ist dies nicht der Fall. Vielmehr beruht alles von ihnen erörterte Handeln der Tiere auf Erfahrung und Gewohnheit, also auf dem Gegenteil des Bedürfnisses nach Abwechselung.

2) Vgl. auch W. N. Senior, political economy, 5. ed. London 1863, p. 11.

der Sparsamkeit, ist vergeblich. Das Bedürfnis nach Abwechslung liegt tief in der Natur des Menschen. Sobald und wo immer es die Mittel erlauben, ihm zu genügen, erlangt es den Sieg. So ist auf niederen Kulturstufen die Mode sehr gleichbleibend, teils weil die Reizempfindlichkeit gegenüber der Einförmigkeit noch wenig entwickelt ist, teils weil die Kleidungsstücke verhältnismäßig viel teurer sind, als auf höheren Kulturstufen; in dem Maße, in dem die Kultur zunimmt, nimmt nicht bloß das Bedürfnis nach Abwechslung zu, sondern es werden auch die Kleider billiger, und mit elementarer Gewalt verdrängt es dann selbst die glänzendsten Trachten.<sup>1)</sup>

2. Die zweite Folge der Verbindung von psychischem Bedürfnis mit den physischen Bedürfnissen des Menschen ist das fortschreitende Verlangen nach Besserung ihrer Lage und insbesondere die fortschreitende Verfeinerung ihrer Bedürfnisse.

---

<sup>1)</sup> Eine unterhaltende Illustration hierzu findet sich bei Elias Regnault, *Histoire politique et sociale des principautés danubiennes*. Paris 1855, p. 272, über das Eindringen der Mode und ihres Wechsels bei den rumänischen Bojarenfrauen. Bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts trug eine jede ein ganzes Vermögen auf dem Leib. Die Haare waren durchsät mit Goldmünzen, der Hals strahlend von Edelgestein, der Körper bedeckt mit dem ererbten Staatskleid, das mit allen Diamanten besetzt war, welche eine Familiengeneration der anderen überlieferte. Da kam 1805 der französische Gesandte in Konstantinopel, General Sebastiani, mit seiner jungen Gemahlin durch Bukarest. Der Hospodar gab ihm einen Ball. Alle Bojarenfrauen waren da in ihrem ererbten Staat, voll ungeduldiger Neugier, wie die Toilette der Gesandtin der ersten Großmacht aussehen werde. Sie waren fassungslos, als sie diese am Arme des Hospodars eintreten sahen, in ein einfaches Kleid von weißem Krepp gekleidet, ohne anderen Schmuck im Haar als einen Schildpattkamm, aber strahlend in Jugendschöne und natürlicher Würde. Ihr weiblicher Instinkt erkannte alsbald die wahre Größe und Schönheit; sie bekannten, es habe ihnen geschienen, daß eine Königin eintrete. Einige freilich meinten zuerst, der Schildpattkamm müsse wohl einen fabelhaften Wert haben; bald aber drang die Meinung durch, daß eine Frau schön sein könne ohne Erbstaat. Seitdem verzichteten die Frauen auf ihre Erbkleidung rascher als die Bojaren auf ihre Pelze und Kolpaks. Die französische Mode hielt ihren Einzug in Bukarest mit ihrer Einfachheit, aber — auch mit ihrem Wechsel.

Denn infolge dieses psychischen Einschlags gesellt sich beim Menschen zur Abnahme des Genusses, wenn die Bedürfnisse fortdauernd in der gleichen Weise befriedigt werden, die Unbegrenztheit des menschlichen Bedürfnisses. Wie schon oben bei Erörterung des Bedürfnisses nach Anerkennung durch Andere gesagt worden ist, entstehen die neuen, feineren, höheren Bedürfnisse zunächst bei den Höchststehenden; bei diesen zuerst der Überdruß und die Mittel, ihm durch Befriedigung neuer Bedürfnisse zu begegnen. Von da verbreiten sich diese dann auf immer breitere Schichten, bis sie schließlich als selbstverständliche Bedürfnisse Aller gelten. Darob dann die Klagen über zunehmenden Luxus. Sie sind so alt wie die Welt oder wenigstens wie die Kultur.

Die Zunahme solchen Luxus liegt eben tief im Wesen des Menschen. Nicht als ob mit diesen Worten jeder Art von Luxus das Wort geredet werden sollte. Er ist wirtschaftlich verderblich, wo die Luxusausgaben zur Vernachlässigung unentbehrlicher oder höher stehender Bedürfnisse oder gar zum Bankerott führen; er ist verwerflich, wenn die Genüsse Weniger durch das Elend Vieler erkaufte werden; er ist schamlos, wenn es sich um Bedürfnisse handelt, deren Befriedigung die Moral verletzt; er ist krankhaft, wo die Kostspieligkeit in der Befriedigung der Genüsse Selbstzweck ist, und er ist widerwärtig, wenn mit dem Steigen der Bedürfnisse nach äußerer Verfeinerung die innere nicht Schritt hält.<sup>1)</sup> Allein es sind nicht bloß solche Ausartungen, welche die Leidenschaft der Eiferer gegen den Luxus in Flammen setzen. Wir können heute den merkwürdigen Kontrast erleben, daß beim Nachtisch eines Mahles von einer Üppigkeit, die vor einem Jahrhundert als unerhört gegolten hätte, die Schmausenden darüber klagen, wie die Lebensansprüche der unteren Klassen in die Höhe gehen, daß sie Fleisch essen wollen u. dgl.; oder die Gutsbesitzer im Nordosten klagen, daß die zurückkehrenden Sachsengänger nicht mehr barfuß laufen wollen; in einer Broschüre des Justizrats

---

<sup>1)</sup> Vgl. Roscher, Ansichten, S. 410, 450.

Dr. Baumert,<sup>1)</sup> des Vorsitzenden des preußischen Landesverbandes städtischer Haus- und Grundbesitzervereine, finde ich die Denunziation der Forderung, daß jede Mietpartei einen eigenen Abort habe, als eines Ausflusses des Strebens nach größerem Luxus.

Allein, wie der feinsinnige neapolitanische Nationalökonom Briganti schon 1780 geschrieben hat:<sup>2)</sup> „Ein Mensch ohne jedweden Wunsch, seine eigene Lage zu bessern, ist ein wandelnder Leichnam“; und andere Schriftsteller seiner Zeit<sup>3)</sup> betonen, daß gerade in dieser Steigerung und Verfeinerung der Bedürfnisse der charakteristische Unterschied des Menschen vor allen niedrigeren Lebewesen beruhe. Übrigens lohnt sich eine sorgfältigere Pflege bekanntlich selbst bei den Tieren durch Steigerung der Eigenschaften, um derentwillen sie geschätzt werden; kein Wunder, daß da, wie Justus Möser schon 1772 humoristisch bemerkt hat,<sup>4)</sup> „ein hübscher weißer Strumpf allemal den größten Einfluß auf die moralische Bildung des

---

1) Vgl. Baumert, Zum preußischen Wohnungsgesetzentwurf. Berlin 1905, S. 38 ff. Um eine Vorstellung von den Verhältnissen zu ermöglichen, in deren Beseitigung ein verwerfliches „Streben nach größerem Luxus“ sich kundgeben soll, seien aus der „Erhebung der Wohnverhältnisse in der Stadt München 1904—1907, III. Teil: Das Ostend“. (Mitteilungen des Statistischen Amtes der Stadt München XX, Heft 1, Teil III, S. 11) folgende Angaben angeführt: „Von 31 503 Wohnungen haben eigenen Abort, entsprechen also der Normalforderung, 11 891 (37,7 0/0), -- gemeinsame Abortbenützung findet sich bei 18 436 (58,4 0/0) und ohne Abort sind 1176 Wohnungen (3,7 0/0). Von den 1176 Wohnungen ohne Abort benützen insbesondere Kübel 666... In 21 Fällen benützen sogar zwei Wohnungen und in einem Fall gar drei Wohnungen gemeinsam einen Kübel. Die Bewohner der anderen 510 Wohnungen ohne Abort sind auf die von der Gemeinde errichteten Aborte angewiesen oder sie erwirken sich, wie es vielfach vorkommt, in einer in der Nähe liegenden Wirtschaft das Recht auf die Benützung des Wirtschaftsaborts gegen die Verpflichtung, ihren Bierbedarf bei dem betreffenden Wirt zu decken“.

2) Vgl. Briganti, a. a. O. I, 28.

3) Vgl. *Éléments de la politique* (par le Comte de Buat), Londres 1773, I, 80 ff.; Storch, *Cours d'économie politique*, I, 50 ff.

4) *Patriotische Phantasien*, Ausgabe von Abeken. Berlin 1858, II, 45.

Menschen“ übt. In der Tat ist es ein Widerspruch, einerseits über den tiefen Kulturzustand der unteren Klassen zu klagen, andererseits über die Zunahme ihrer Bedürfnisse. In dem Maße, in dem sich der Mensch über die niedrigen Lebewesen erhebt, macht sich in ihm das Bedürfnis nach Verfeinerung geltend. „Nichts unpassender,“ schrieb schon 1843 Wilhelm Roscher,<sup>1)</sup> „als wenn man heutzutage so viel klagen hört über den Luxus der niederen Stände, daß man die Magd von der Frau, den Schreiber von dem Beamten kaum unterscheiden könne. Freuen sollte man sich, daß auch die Ärmeren anfangen, an einem feineren Leben, welches sich über die rohesten Genüsse erhebt, Geschmack zu finden. So hat namentlich Malthus darauf hingewiesen, daß nichts in der Welt besser gegen Übervölkerung schützt, als ein größeres Bedürfnisreichtum der Mehrzahl.“ Abgesehen aber von der Bedeutung der zunehmenden Konkurrenz anderer Genüsse mit den geschlechtlichen für die Bevölkerungszunahme ist die Steigerung der physischen wie der psychischen Bedürfnisse das Einzige, was freie Menschen zur Steigerung ihrer Leistungen veranlaßt; ohne sie würden sie sich mit den Anstrengungen zufrieden geben, die zur Bestreitung der einmal erreichten Lebenshaltung ausreichen. Es ist daher ein weiterer Widerspruch, gleichzeitig über gesteigerte Ansprüche der arbeitenden Klassen und ein Zurückbleiben ihrer Leistungen hinter den gesteigerten, an sie gestellten Forderungen zu klagen, denn nur vermöge des Steigens ihrer Ansprüche ans Leben können sie zu gesteigerten Leistungen vermocht werden.<sup>2)</sup> Endlich: Gerade insofern die Steigerung der Dringlichkeit an sich relativer Bedürfnisse nach dem Vorbild der

---

<sup>1)</sup> In seinem in Rau-Hanssens Archiv der politischen Ökonomie und Polizeiwissenschaft, N. F., I, zuerst erschienenen Aufsatz „Über den Luxus“, S. 60, wieder abgedruckt in den Ansichten, S. 446.

<sup>2)</sup> Vgl. schon *Éléments de la politique* (par le Comte de Buat) I, 138 ff., 142 ff.; ferner Benjamin Franklins Leben und Schriften, bearbeitet von Binzer, Kiel 1829, IV, 57; *Über den Charakter des Bauern* in Christian Garve, *Vermischte Aufsätze*, Breslau 1796, S. 25; Werner von Siemens *Lebenserinnerungen*. 2. Aufl. Berlin 1893, S. 216.

höheren Klassen zur Erweiterung der Bedürfnisse der Masse des ganzen Volks und zur Hebung ihrer Lage führt, wird auch der Luxus der höheren Klassen selbst gerechtfertigt. „So viel ist gewiß,“ schrieb Roscher 1843,<sup>1)</sup> „nur derjenige, welcher die Emanzipation der niederen Stände aus den Banden des Mittelalters für ein Unglück hält, kann im allgemeinen gegen den Luxus derselben eifern.“

Somit ergibt sich, daß das Gesetz der abnehmenden Reizempfindung nur für eine Art von Genüssen keine Geltung hat, für die Genüsse der Phantasie. Je lebhafter diese die Befriedigung eines Bedürfnisses voraussieht und je größer die Gewißheit ist, mit der sie den Bedürftigen beseelt, daß die Befriedigung eintreten werde, desto größer das Glück, das die Vorfriede bereitet. Voraussetzung ist allerdings, daß das Begehren und die seine Erfüllung vorausschauende Gewißheit bis zum Tode fortdauern. Dagegen unterliegt jede bei Lebzeiten eingetretene Befriedigung eines Bedürfnisses dem Gesetz des abnehmenden Reizes, und die Schrankenlosigkeit des geistigen Bedürfnisses der Menschen führt, sobald ein einzelnes Bedürfnis befriedigt ist, daher zu neuem Begehren.

## VII.

Wann also ist nach dem Dargelegten das größtmögliche Wohlgefühl der Menschen verwirklicht? Wir sind davon ausgegangen, daß dies das Ziel ist, worauf das Streben der Menschen sich richtet. Unter welchen Bedingungen wird es erreicht?

Betrachten wir zunächst die übrigen Lebewesen. Wann sind die besten Bedingungen für ihr Gedeihen gegeben? Die Frage ist einfach zu beantworten; denn da sie keine psychischen Bedürfnisse empfinden, ist bei ihnen nicht bloß das einzelne Bedürfnis, sondern auch das Bedürfnis an sich begrenzt. Nehmen wir z. B. die Pflanzen. Wann sind die besten Bedingungen für ihr Wachstum und ihr größtmögliches Erträgnis gegeben?

---

<sup>1)</sup> Rau-Hanssens Archiv, N. F., I, 61.

Nach Liebig's Gesetz des Minimums ist das Wachstum der Pflanzen von derjenigen Wachstumsbedingung abhängig, welche ihr in geringster Menge zur Verfügung steht. Damit ist gesagt: Die Pflanze gedeiht dann am besten, wenn sich sämtliche Faktoren des Pflanzenwachstums in ihrem Optimum befinden; dann auch geben sie den größten Ertrag. Da aber die Zahl der Pflanzenwachstumsfaktoren begrenzt ist, ist es möglich zu sagen, wann die Bedingungen für das größte Wachstum und die größten Erträge einer Pflanze gegeben sind.

Anders beim Menschen. Zwar gilt auch für ihn das Gesetz des Minimums. Die Größe seines Wohlbefindens wird von demjenigen seiner Bedürfnisse bedingt, das am unvollkommensten befriedigt ist. Doch nun der Unterschied zwischen dem Menschen und anderen Lebewesen: Sein Bedürfnis ist unbegrenzt; denn er empfindet außer seinen physischen auch psychische Bedürfnisse, und selbst seine physischen Bedürfnisse treten in Verbindung mit psychischen auf, werden durch sie umgestaltet, verlangen Befriedigung nicht nach Maßgabe dessen, was rein physiologisch dazu ausreichen würde, sondern entsprechend der Gesittungsstufe des Volks, der Lebenshaltung der Klasse und den besonderen Ansprüchen des Einzelnen, und sind in der Art und Weise, wie sie ihre Befriedigung verlangen, in fortwährendem Steigen begriffen. Mit dem Unbegrenztsein des menschlichen Begehrens ist aber ausgesprochen, daß es unmöglich ist, daß alle zum größten Wohlgeföhle des Menschen nötigen Bedingungen jemals in ihrem Optimum gegeben seien; denn die Befriedigung eines jeden Bedürfnisses ruft stets ein neues hervor, das, solange es nicht befriedigt ist, ein Unlustgefühl mit sich bringt, welches die Erreichung der absoluten Befriedigung, des größten Wohlgeföhls, ausschließt.

Wie nun muß sich die Befriedigung der Bedürfnisse gestalten, um wenigstens die größtmögliche Summe des Wohlgeföhls herbeizuföhren? Es ist selbstverständlich, daß vor allem die Bedürfnisse der baren Lebenserhaltung befriedigt werden müssen, und zwar in einer Weise, wie sie der jeweiligen Lebenshaltung des Volks und der Klasse, denen der Bedürfende

angehört, entspricht. Allein damit wird noch keine besondere Größe von Wohlgefühl hervorgerufen; es bleiben danach noch unendlich viele dringliche Bedürfnisse. Die Frage bezieht sich nur auf den Fall, daß mehr Mittel, als zur Deckung dieser elementarsten Bedürfnisse nötig ist, vorhanden sind.

Die erste Voraussetzung dafür, daß damit das größtmögliche Wohlgefühl erreicht werde, ist, daß der Mensch mit der Befriedigung eines jeden Bedürfnisses da abbricht, wo ein Mehraufwand von einer Abnahme des Genusses begleitet sein würde.<sup>1)</sup> Je beschränkter die Menge der ihm verfügbaren Mittel ist, desto mehr wird er sogar bedacht sein, mit der Mehrverwendung schon da aufzuhören, wo diese zwar noch Zuwachs, aber nur abnehmenden Zuwachs an Genuß bringen würde, um durch Verwendung der verbleibenden Mittel auf die Befriedigung des nächst dringlichen Bedürfnisses einen größeren Gesamtgenuß zu erzielen.

Die zweite Voraussetzung ist, daß dem Einzelnen neue Genüsse zugänglich seien, sobald sich in der Befriedigung seiner bisherigen Bedürfnisse oder in der bisherigen Art ihrer Befriedigung das Gesetz der abnehmenden Reizempfindung fühlbar macht. Mit jedem neuen Genuß, der ihm zugänglich wird, steigert sich dann die Summe seines Lebensgenusses,<sup>2)</sup> allerdings um alsbald neuem Begehren Platz zu machen, sobald auch der neue Genuß wieder abzunehmen beginnt.

Welche Bedürfnisse so, das eine nach dem anderen, zur Befriedigung gelangen, wird durch subjektive und objektive Bedingungen bestimmt; es ist dies je nach der Individualität des Bedürftigen und nach den Genüssen, welche den Menschen auf den verschiedenen Kulturstufen verfügbar sind, verschieden.

Wie Aristoteles betont, gehen beim Menschen die Arten der Lust weit auseinander: Was dem Einen angenehm, ist dem Anderen unangenehm, und ein und derselbe Gegenstand ruft bei dem Einen Unlust und Abscheu, bei dem Anderen Lust

---

1) Vgl. Gossen, a. a. O., S. 12 und 33. Pantaleoni, a. a. O., p. 48.

2) Vgl. Gossen, a. a. O., S. 21.

und Sehnsucht hervor;<sup>1)</sup> und schon oben wurde bemerkt, daß Geschlecht, Alter, Gewohnheiten, Kenntnisse, Fertigkeiten die Reizempfindlichkeit für Lust und Schmerz beeinflussen. Sie beeinflussen die Fähigkeiten des Menschen. Wenn aber, wie Aristoteles sagt,<sup>2)</sup> jedem diejenige Tätigkeit am schätzbarsten und wünschenswertesten ist, welche mit der ihm eigenen Fähigkeit zusammenhängt, so erhellt, daß die Glückseligkeit nicht für Alle gleich ist, und daß dementsprechend je nach den angeborenen und erworbenen Fähigkeiten der Einzelnen auch die Bedürfnisse, nach deren Befriedigung sie verlangen, sehr verschiedene sein werden.

Damit ist aber auch gesagt, daß die Summe des Wohlgefühls, welche den Einzelnen zuteil wird, nur eine sehr verschiedene sein kann; denn die Bedürfnisse sind sehr verschieden in dem Maße des Glücksgefühls, das ihre Befriedigung hervorzurufen vermag. Es hängt somit die Summe des den Einzelnen zuteil werdenden Wohlgefühls davon ab, welche Art von Genüssen ihnen nach ihren Fähigkeiten zugänglich ist.

Sind dies bloß leibliche Genüsse, so ist der Größe des Wohlgefühls, das deren Verwirklichung mit sich zu bringen vermag, eine nahe Grenze gesetzt. Denn hier folgt, wie wir gesehen haben, auf die Sättigung bald Übersättigung, Überdruß, Ekel. Und auch die geistige Veredelung dieser Genüsse kann die Grenze des Glücks, das ihre Befriedigung schafft, nicht allzuweit hinausschieben. Da es sich bei ihnen immer nur um Bedürfnisse handelt, deren Befriedigung in passivem Lustempfinden besteht, tritt hier der Höhepunkt der Lustempfindung stets mit erlangter Sättigung ein, und jede Mehrverwendung auf sie führt zu abnehmender Lustempfindung. Und dasselbe gilt auch für jene geistigen Bedürfnisse, deren Befriedigung bei passivem Verhalten stattfindet. Wo der Mensch in Ruhe den süßen Empfindungen der Lust sich hingibt, wird

---

1) Nikom. Eth. X, 5.

2) Nikom. Eth. X, 6.

die Seele abgestumpft durch das träge Gefühl, das sie berauscht. Darauf das Verlangen nach gesteigerten Reizmitteln. Allein auch wenn alle Mittel untätigen Überflusses erschöpft werden, es verbleibt dem satten Besitzer von Reichtum, der nur passivem Genießen dient, immer nur Unbefriedigtsein als schließliche Wirkung. Dieses Gefühl wächst in dem Maße, in dem infolge der täglichen Gewohnheit des Genusses die Empfindlichkeit sich abstumpft, und die Seele wird von Langweile verzehrt, der unerbittlichen Geißel solcher Reichen. Wo sie aber Macht über Andere haben, bleibt es nicht bei ihrem eigenen Unglück; da führt das Verlangen nach stärkeren Reizmitteln zu immer größerer Bedrückung der von ihnen Abhängigen, und durch Erpressung der Mittel neuer Genüsse werden diese unglücklicher gemacht, nur um die Nichtbefriedigung ihrer Machthaber weiter zu steigern.

Das größtmögliche Wohlgefühl kann also nicht durch eine noch so große Häufung stagnierender Lustempfindungen erreicht werden. Ganz anders, wo die Menschen Lustempfindungen zugänglich sind, die durch ihre eigene Tätigkeit hervorgerufen werden. Zu diesen gehören diejenigen, welche die Befriedigung der Mehrzahl der psychischen Bedürfnisse bringt. Allerdings stehen auch diese, wie wir gesehen haben, unter dem Gesetz der abnehmenden Reizempfindung; aber das Begehren der Seele ist unbegrenzt; sein Endziel ist ein Ideal, dem, wenn es auch nie erreicht wird, näher zu kommen wohl möglich ist, und jede Stufe der Annäherung, die erreicht wird, bringt Genuß. Freilich bedeutet auch dieses nur einen Augenblick des Entzückens. Es dauert nur so lange, als das dermalige Begehren, dem der Genuß entspricht, und schon mit dessen Vollendung entsteht ein Sehnen nach mehr. Aber dieses Sehnen treibt zu neuer Tätigkeit, und indem der Mensch dem Ziele derselben zustrebt, sieht er es bereits erreicht, je mehr er sich ihm nähert, und Hoffnung und Phantasie verschönen und vergrößern den Genuß, den er sich von der Erreichung verspricht. In diesem Vorgefühle empfindet er größere Lust über die bevorstehende Verwirklichung des erstrebten als über den bereits erreichten

Genuß. Im Jahre 1780 hat Briganti<sup>1)</sup> für alle Bedürfnisse behauptet, daß die dem Erreichen des Ersehnten unmittelbar vorausgehende Tätigkeit der glücklichste Zustand des Menschen sei. Wo es sich um die Befriedigung rein physischer Bedürfnisse handelt, ist dies entschieden nicht richtig. Aber für die geistigen Bedürfnisse ist es wohl zutreffend, daß der Mensch das größte Wohlgefühl empfindet, nicht, wenn er den Augenblick des Erreichthabens schon hinter sich hat, sondern wenn der Augenblick des Erreichens unmittelbar bevorsteht.

Wie oben schon ausgesprochen wurde, daß die Genüsse der vorausschauenden Phantasie die einzigen sind, die dem Gesetze der abnehmenden Reizempfindung nicht unterworfen sind, so hängt die Größe des Wohlgefühls, das der Einzelne erreichen kann, somit ab von dem Maße, in dem er nach seinen Fähigkeiten und den Verhältnissen, in denen er lebt, solchen Genüssen zugänglich ist. Dabei wird sich die Verschiedenheit der individuellen Fähigkeiten und Verhältnisse auch in der Art der Bedürfnisse zeigen, in deren erwarteter Befriedigung die vorausschauende Phantasie das Glück erblickt. Der Hauptunterschied, um den es sich dabei handelt, ist der alte, von Aristoteles betonte, zwischen Menschen, welche die Glückseligkeit in der Tätigkeit des betrachtenden Verstandes, und denen, die sie im Handeln suchen. Der wissenschaftliche Forscher empfindet den höchsten Genuß in dem Augenblick, wo er eine Wahrheit, nach der er gesucht hat, unmittelbar zu greifen vermag; der, welcher sich religiöser Betrachtung hingibt in dem Augenblick, da er das Himmelreich offen sieht. Dabei ist bei beiden das Bedürfnis, in dessen Befriedigung sie das höchste Glück empfinden, kein lediglich egoistisches. Die Seligkeit über die eigene Erkenntnis der Wahrheit wird noch bei Beiden gesteigert durch den Gedanken, daß diese nunmehr ausströmen wird auf Alle und Aller Glück fördern wird. Die-

---

<sup>1)</sup> Briganti, *Esame economico del sistema civile*, in *Custodis Scrittori classici*, p. m. tomo XXVIII, 17 ff. Vgl. auch Bain, *The Emotions and the Will*, 1 st. ed. p. 74; Stanley Jevons, a. a. O., p. 33 ff.

jenigen aber, welche die Glückseligkeit im Handeln sehen, genießen ebenso die höchste Glückseligkeit in dem Augenblick, in dem sie das Erstrebte mit Sicherheit als erreicht voraussehen, und auch hier derselbe Übergang vom egoistischen zum altruistischen Fühlen. Das Gefühl der Glückseligkeit wird noch gesteigert in dem Gedanken, daß die Wirkungen der Handlungen Anderen zu gut kommen, mögen diese Anderen das Vaterland sein oder die breiten Massen des Volkes, deren materielles Wohlbefinden, Sittlichkeit, Bildung oder Freiheit der Handelnde als Folge seiner Handlung voraussieht. Dies der mächtigste Sporn des Wirkens großer Staatsmänner wie der Stiftungen der Millionäre.

Außer von subjektiven hängen die Bedürfnisse, welche infolge des Strebens nach der größtmöglichen Summe von Wohlgefühl zur Befriedigung gelangen, aber auch von objektiven Bedingungen ab, von den Genüssen, welche den Menschen je nach der Kulturstufe, auf der sie sich befinden, verfügbar sind.

Wilhelm Roscher hat in der Abhandlung „Über den Luxus“, auf die hier schon öfters Bezug genommen wurde, drei Entwicklungsstufen desselben unterschieden, den Luxus eines jugendlichen, unausgebildeten Volkes, den blühender und reifer Zeitalter und den verfallender Nationen. Ich zweifle, ob diese Unterscheidung stichhaltig ist, wenn wir sie auch nur an der Hand der von Roscher selbst beigebrachten Tatsachen prüfen; denn gar manches Kuriose, was zur Charakteristik des Luxus verfallender Nationen angeführt wird, gehört Zeiten an, in denen die Nationen, deren Leben es entnommen ist, noch am Anfang einer der Welt sich unterwerfenden Siegeslaufbahn gestanden haben. Allein der Aufsatz enthält so viele weise Urteile und treffliche Gedanken, daß sich an der Hand desselben und des großen von Roscher beigebrachten Materials vielleicht versuchen läßt, den Zusammenhang zwischen Blüte und Verfall des Volkes und den Bedürfnissen, die sie empfinden, darzulegen. Nur müssen wir erst feststellen, wann wir von Verfall der Völker zu reden haben. Mir scheint dies nicht dann schon der Fall zu sein, wenn das Begehren sich auf mehr

oder minder extravagante Genüsse richtet. Derartiges kommt in allen Zeitaltern vor, wenn auch selbstverständlich in denen mehr, in denen sich mehr Mittel zu ihrer Beschaffung bieten. Nach dem, was wir kennen gelernt haben, kommt es vielmehr darauf an, ob ein Volk seine Genüsse mehr in stagnierenden Lustempfindungen sucht oder in solchen, die ein aktives Nutzbarmachen der Fähigkeiten voraussetzen. Das erstere kann auch in rohen Zeitaltern vorkommen, das letztere, so extravagant das Angestrebte sein mag, auch in höchst kultivierten Nationen. Je nachdem die Menschen aber Genüsse der einen oder anderen Art erstreben, erlangen sie, wie wir gesehen haben, eine größere oder geringere Summe von Wohlgefühl, und zwar wird eben davon auch ihre Leistungsfähigkeit bedingt, von der ihre Blüte oder ihr Verfall abhängt.

Auf niederer Kulturstufe sind, wie Roscher darlegt, Gewerbe und Handel gering. Zur Bedürfnisbefriedigung sind in der Hauptsache nur die Erzeugnisse des eigenen Bodens verfügbar. Die Aufnahmefähigkeit des Magens derjenigen, die mehr davon haben, als sie brauchen, ist aber beschränkt. Der Reichtum kann daher nicht anders nutzbar gemacht werden als durch Erhaltung Anderer. Er dient somit teils zur Erhaltung von Personen, deren Mangel an Mitteln sie nötigt, sich um ihres Lebens willen in Abhängigkeit von Anderen zu begeben, teils zu roher Gastfreiheit. Durch Beides wird das Bedürfnis nach Anerkennung durch Andere befriedigt, im ersteren Fall durch Erweiterung der Macht, im zweiten durch Mehrung des Ruhms. Bei den Saufgelagen der Großen kündigt der Sänger den zahlreichen Gästen die Gewalttaten und die Freigebigkeit des Wirts. Daneben noch als Hauptgegenstand des Begehrens das Weib; wo es nicht lediglich als Arbeitskraft geschätzt wird, wird es nur um der sinnlichen Lust willen begehrt.

Dagegen scheint mir Roschers Meinung zweifelhaft, als ob der Gegensatz zwischen Armut und Reichtum auf dieser Kulturstufe nicht empfunden worden wäre, da der Reichtum eben keine andere Verwendung als die Erhaltung Abhängiger zugelassen habe. Finden wir doch, daß die, welche nichts haben,

um nur die Mittel zum Emporsteigen zu erlangen, selbst den verwerflichsten Lüsten der Reichen dienen; ein solches Buhlen der Armen um die Gunst der Reichen zeigt, daß der Gegensatz sehr lebhaft empfunden wurde. Die ganze Kulturstufe bietet aber keine anderen als eine beschränkte Menge grob sinnlicher Genüsse und Erweiterung der Macht; um ihre eigene Macht zu erweitern, umgeben die Abhängigen die Mächtigen in solchem Maße mit sinnlichen Genüssen, daß in den stagnierenden Lustempfindungen, die sie hervorrufen, deren Tatkraft verloren geht; immer größere Reizmittel werden nötig, um dem steigenden Unbefriedigtsein abzuhelpen; die Mittel, die dazu nötig wären, schwinden aber dahin an die Abhängigen, welche die ursprünglich Mächtigen umschmeicheln, bis diese völlig verdrängt werden. So ist das starke Geschlecht des Frankenkönigs Chlodowech zu Fall gekommen. Der Ausgang der Merowingerherrschaft war ein rohes Zeitalter, aber dabei eine Zeit des Verfalls. Nur die rohesten Bedürfnisse kamen bei Reich und Arm zur Befriedigung, und bei beiden war die Summe des unbefriedigten Begehrens größer als die des Wohlgefühls. Dabei kommen edle Naturen vor, welche im Ekel über die Gräuel der handelnden Welt dieser den Rücken kehren, um in beschaulichem Leben das Glück zu finden, das jene nicht zu bieten vermochte.

Mit aufblühendem Städtewesen beginnt, wie Roscher ausgeführt hat, die Rohheit zu schwinden. Gewerbe und Handel blühen auf, und damit treten feinere Bedürfnisse hervor, die mit den bisherigen in Konkurrenz treten. Um sie befriedigen zu können, müssen die Reichen ihre Lebensweise ändern. Die Gefolgschaft und Dienerschaft werden verringert; man verwendet jetzt zum Ankauf der Produkte die Mittel, welche diejenigen, die bisher nur als abhängiger Troß ernährt worden waren, herstellen. Es werden also jetzt ebenso viele Menschen wie vorher von den Reichen erhalten, nur geschieht es indirekt, indem sie dafür arbeiten müssen, dafür aber zu Freiheit und selbstständigem Wohlstand gelangen. Der Reichtum erlangt eine breitere Basis. Der Luxus erfüllt das ganze Leben und alle Klassen des Volks. Er hat etwas Sozialgleichheitliches. Damit

wächst die Summe des Wohlgefühls im ganzen wie auch die des Wohlgefühls aller Einzelnen. Die breiten Massen sind nicht mehr auf die Befriedigung der elementarsten Bedürfnisse beschränkt; sie führen ein gesitteteres und gesunderes Leben; aber sie leben nicht in solchem Überflusse, daß die stagnierenden Lustempfindungen die Tatkraft abzuschwächen imstande wären; jeder Tag muß sich sein Wohlgefühl neu erobern. Und infolge der Zugänglichkeit einer größeren Menge leiblicher und geistiger Genüsse ebenso bei den Reichen weniger Langeweile, weniger Überdruß. Aber, wie Roscher treffend bemerkt,<sup>1)</sup> „eine solche Art von Luxus ist nur da möglich, wo die wirtschaftlichen Tugenden der Ordnung und Sparsamkeit und die politischen Tugenden der Freiheit und Aufklärung allgemein verbreitet sind“.

Die Entartung des Luxus beginnt erst, wo infolge der politischen Entwicklung das Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten der Verdrossenheit Platz macht, oder die Ungleichheit des Vermögens so groß wird, daß die Einen tatsächlich zu schrankenlosen Beherrschern Anderer werden. Das Erstere kann eintreten, sowohl wenn die politische Freiheit durch die absolute Macht eines Einzelnen unterdrückt wird, als auch wo eine Partei in solchem Maße die Macht hat, daß eine Beeinflussung des öffentlichen Lebens durch anders Denkende völlig aussichtslos ist.

„Je despotischer ein Staat wird, um so mehr pflegt die augenblickliche Genußsucht zu wachsen“, schreibt Roscher.<sup>2)</sup> Sehr begreiflich. Damit schwindet das Interesse, sich am öffentlichen Leben aktiv zu beteiligen und damit der wichtigste Teil jener Genüsse, die nur infolge aktiver Betätigung der Fähigkeiten empfunden werden. Es bleiben außer denen, welche die wissenschaftliche und künstlerische Tätigkeit bietet, fast nur mehr diejenigen, welche die Erwerbstätigkeit schafft. Die Folge ist, daß deren Ergebnisse von der großen Anzahl der

---

<sup>1)</sup> Rau-Hanssens Archiv, N. F. I, 61.

<sup>2)</sup> Roscher, Ansichten, 2. Aufl., S. 456.

Wohlhabenden mehr und mehr auf solche Bedürfnisse verwendet werden, deren Befriedigung bei passivem Verhalten stattfindet. Um dem rasch sich einstellenden Überdruße zu begegnen, dann eine fortwährende Steigerung der Reizmittel. Auf unbedeutende Genüsse werden enorme Kosten verwendet. Die Kostspieligkeit der Konsumtion wird Selbstzweck. Die fortschreitende Abstumpfung führt zu steigender Unnatur und Verweichlichung. Eben wegen der verweichlichenden Wirkung wird diese Entwicklung seitens der Herrschenden gern gesehen, denn sie sichert die Fortdauer ihrer Herrschaft. Zu allen Zeiten und unter den verschiedensten Verfassungen wurde von denen, welche für ihre Herrschaft zu fürchten hatten, der tugendhafte Patriot verfolgt, während man nichts dagegen hatte, wenn der Jüngling seine beste Kraft in üppigem Lebenswandel, beim Wein und mit Frauen verpraßte oder in kostspieligen Extravaganzen sich ruinierte; in der Lizenz des Vergnügens, des Spiels und der Narretei boten sie Entschädigung für den Mangel an Freiheit. Als Endergebnis aber bei den Reichen kein Wohlgefühl, sondern Überdruß und Ekel, und bei den Armen tiefste Verworfenheit; um ihr Leben zu fristen, lassen sie sich bereit finden, auch den schändlichsten Gelüsten der Reichen zu dienen, wie sie deren Streben, ihren abgestumpften Sinnen noch Genuß zu verschaffen, hervorruft.

Dabei leiden die Herrscher, um derentwillen die übrigen in ihrer Freiheit beschränkt werden, selbst unter dem allgemeinen Unbehagen, das damit erzeugt wird. In treffenden Worten hat schon Gossen diese Wirkungen an Ludwig XV. von Frankreich illustriert. „Seinen Höflingen und Maitressen“, schreibt Gossen,<sup>1)</sup> „gelang es durch Verschwendung der Kräfte eines ganzen Volks, seine Hofhaltung so einzurichten, daß ihm Jedes, was dem Menschen auf der Stufe der körperlichen und geistigen Ausbildung, auf welcher er sich befand, Genuß zu gewähren imstande ist, fast ununterbrochen geboten wurde. Je mehr dieses Ziel erreicht wurde, desto mehr mußte die

---

1) Gossen, a. a. O., S. 11, 12.

Summe des Lebensgenusses des beklagenswerten Ludwig sinken, denn der Punkt der größten Summe des Genusses war bei ihm bei allen Genüssen längst überschritten. Folge davon war, daß es zuletzt selbst einer Pompadour, die doch vor nichts noch so Unnatürlichem zurückschreckte, wenn es für Ludwig Genuß versprach, nicht mehr gelingen wollte, die tötlichste Langeweile zu verscheuchen. Und so ward lediglich das erreicht, ein ganzes Volk unglücklich zu machen, um Ludwig selbst unglücklicher werden zu lassen, als der gedrückteste aller Leibeigenen seines weiten Reichs.“ Dasselbe gilt für jene deutschen Herrscher des 18. Jahrhunderts, welche in dem französischen König das Ideal sahen, dem sie nachstrebten, und für ihre Völker.

Wo kräftige Naturen den absoluten Herrscherthron innehaben, wie die Vorgänger Ludwigs XV. oder andere deutsche Fürsten des 17. oder 18. Jahrhunderts, verfolgen sie dagegen Interessen, deren Befriedigung nur durch sehr aktive Betätigung der Fähigkeiten stattfinden kann. Hier daher trotz fehlender Freiheit kein entarteter Luxus. Allein auch hier kein Befriedigtsein weder bei Herrschern noch Beherrschten. Bei jenen steigt das Begehren nach Macht, je mehr es befriedigt wird; jeder Zuwachs an Macht verliert seinen Reiz, sobald er gewonnen ist, und je erfolgreicher das Streben nach Machterweiterung, um so größer die Unlustempfindung über jedweden noch sich bietenden Widerstand. Dieses Streben nach Macht führt dann den aufgeklärten Despotismus dazu, sich um das Los auch des Beherrschten zu kümmern, da durch dieses deren Leistungsfähigkeit und durch diese die Machterweiterung der Herrscher bedingt wird. Diese Politik wird sogar philosophisch verklärt. Nicht erst durch Bentham, sondern schon vor ihm wird das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl als das zu erstrebende Ziel hingestellt.<sup>1)</sup> Aber die Maßnahmen, die von den absoluten Herrschern zu seiner Verwirklichung ergriffen werden,

---

<sup>1)</sup> Vgl. *Éléments de la politique* (par le Cte. de Buat) I, 67. — Briganti, a. a. O.

erweisen sich als wenig geeignet, ihren Zweck zu erreichen. Denn alles, wodurch das Glück der Beherrschten herbeigeführt werden soll, wird ihnen von oben befohlen. Die besten Maßnahmen begegnen daher oft der äußersten Haßempfindung statt Dank. Je mehr die Lage der Beherrschten gehoben wird, desto intensiver ihr Begehren nach Freiheit, desto größer die Unlustempfindung über den Zwang, und der Tod der verdientesten Herrscher wird wie eine Erlösung von einem Unglück begrüßt.

Aber auch wo politische Freiheit herrscht, zeigen sich die gleichen Erscheinungen dann, wenn die wirtschaftliche Entwicklung zu so großer Ungleichheit der Vermögen führt, daß die Freiheit nur zu einem Mittel in der Hand der wirtschaftlich Starken wird, um die Freiheit der Schwachen aufzuheben. Auch hier sind die Weichlichen und Ungebildeten unter den Reichen von den kräftigen Naturen zu unterscheiden. Den ersteren dient ihr Reichtum nur zur Vergrößerung des Spielraums passiver Lustempfindung. Sie werden die Träger jener Entartungen des Luxus, von denen unsere Zeitungen in ihren Berichten über die Extravaganzen amerikanischer Millionäre so voll sind, und die Ursache der Depravation jener Angehörigen der unteren Klassen, die sich der Befriedigung ihrer Bedürfnisse bieten.<sup>1)</sup> Ihnen gegenüber stehen die Kräftigen, deren höchstes Bedürfnis die Macht ist, und die unersättlich Reichtum auf Reichtum häufen, um ihrem unerreichbaren Ideale wenigstens näher zu kommen. Auch hier, eben im Interesse dieses Machtbedürfnisses, großer Aufwand auf Abhängige; durch Wohlfahrtseinrichtungen, welche durch die Art, wie sie für gewisse Bedürfnisse derselben sorgen, ihnen die Möglichkeit nehmen, ohne große Opfer von ihrer Freiheit Gebrauch zu machen, wird deren Abhängigkeit verstärkt.<sup>2)</sup>

1) Der Prozeß Thaw im Jahre 1907 hat ein erschreckendes Bild von Beidem entrollt. Aber auch wo subjektive Unempfänglichkeit für qualitative Genußsteigerung nicht zu solcher Perversität führt, zeigen sich die lächerlichsten Entartungen des Luxus als Folge derselben. Vgl. H. G. Wells, *The Future in America*, Chapter VI: *Some Aspects of American Wealth*. Tauchnitz-Edition. Leipzig 1907, pp. 98 ff.

2) Vgl. Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 114: *Die Wohlfahrtseinrichtungen der Arbeitgeber in Deutschland und Frankreich*.

Und bei beiden Arten von Reichen das gleiche Unbefriedigtsein als Ergebnis. Bei jenen Langeweile, Überdruß, Ekel, bei diesen Unlustempfindung über jede sich noch entgegensetzende „Unbotmäßigkeit“, und bei den von ihnen Ausgebeuteten die gleiche Unlustempfindung, bei den einen wegen Mangels und Entwürdigung ihrer Person, bei den anderen wegen fehlender Freiheit.

Ganz anders, wo Reichtum und Macht nicht als Mittel für selbstische, sondern für altruistische Zwecke erstrebt werden, nicht um Andere zu unterjochen, sondern sie zur Freiheit und Entfaltung ihrer Kräfte zu erziehen. Es gibt auch amerikanische Millionäre, welche ausgeben, ohne für sich dabei etwas zu suchen, lediglich um Andere besser und glücklicher zu machen. Allerdings hat sich bei ihnen diese Art von Ausgeben erst eingestellt, nachdem sie die Nichtbefriedigung, welche das bloße Ausgeben für sich mit sich bringt, gekostet hatten. Anderen Charakter trug das Vorgehen Abbes.<sup>1)</sup> Von Anfang hat er altruistische Ziele verfolgt, und seine Wohlfahrtseinrichtungen wurden von ihm getroffen, nicht um die Machtstellung des Herrn über den Abhängigen zu steigern, sondern um einen edleren gesellschaftlichen Zustand herbeizuführen, in dem statt Übermacht Gerechtigkeit herrschen würde; und in dem Streben nach diesem Ideale und in der Voraussicht des Zustands, in dem es erreicht sein würde, empfinden Naturen, wie er, jene größtmögliche Summe von Wohlgefühl, die Allen, die nur ein erreichbares Ziel erstreben, auch nach dessen Erreichung versagt bleibt.

Allein wozu überhaupt diese Darlegungen; hat doch Goethe ihren Grundgedanken in seinem Faust in unvergänglicher Gestaltung längst zum Ausdruck gebracht!

Unbefriedigt von allem Wissen tritt Faust aus seiner Doktorzelle ins Leben.

„Ich fühl's, vergebens hab' ich alle Schätze  
Des Menschengenugs auf mich herbeigerafft.“

Das handelnde Leben soll ihm die Glückseligkeit geben, die ihm das der Tätigkeit der Vernunft gewidmete Leben nicht

<sup>1)</sup> Vgl. Sozialpolitische Schriften von Ernst Abbe. Jena 1906.

gebracht hat. Aber jeder Genuß erzeugt ihm nur Überdruß und neue Pein, und die Erfüllung des Versprechens, den Augenblick zu schaffen, von dem Faust sagen wird:

„Verweile doch! Du bist so schön!“

bringt selbst den Teufel der Verzweiflung nahe. Zuerst bietet er Faust sinnliche Genüsse. Allein sie vermögen nicht das Verlangen zu stillen.

„So tauml' ich von Begierde zum Genuß,  
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.“

Nichts, was Mephisto bieten kann, schafft den versprochenen Augenblick. Faust weist schließlich jedes weitere Anerbieten sinnlicher Genüsse zurück. Genießen macht gemein. Herrschaft ist es, was er verlangt. Im Befehlen will er Seligkeit empfinden. Allein auch hier wird das Glück nicht erreicht, solange es noch Einen, wenn auch noch so Geringen gibt, der sich nicht unterworfen.

„Die wenigen Bäume nicht mein eigen,  
Verderben mir den Weltbesitz“

sagt Faust von dem kleinen Besitztum von Philemon und Baucis, und gleich darauf:

„So sind am härtesten wir gequält:  
Im Reichtum fühlend, was uns fehlt.“

Und nachdem er auch dieses erlangt hat, aber auch damit nicht die erhoffte Befriedigung, bietet ihm schließlich die Phantasie, was kein Genuß ihm gewähren konnte, in der Vorstellung von den freien Menschen, deren schaffensfreudiges Leben er mit seinen Machtmitteln ermöglicht hat:

„Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,  
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.“

An die Stelle des egoistischen sind altruistische Bedürfnisse getreten, und von der Befriedigung, die sie schaffen, sagt Faust

„Im Vorgefühl von solchem hohen Glück  
Genieß ich jetzt den schönsten Augenblick“,

und damit erst hat er vollendet.

Und nun das Gegenstück! Goethe hat uns im Faust einen Menschen vorgeführt, der sich unbefriedigt vom Wissen dem

Leben zuwendet; schon Loeper hat in der Vorbemerkung zu seiner Faust-Ausgabe gesagt,<sup>1)</sup> daß ein anderes Drama mit ebensoviel, vielleicht sogar mit größerer Wahrheit die Entwicklung vom Leben, vom Überdruß an der Empirie zum Wissen und reinen Denken darstellen könnte. Karl V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging, hat sich am Abend seines Lebens in ein Kloster zurückgezogen, als wollte er für Aristoteles Zeugnis ablegen, der die Tätigkeit des Verstandes in der Betrachtung der Dinge für die oberste erklärt hat, und dieses Beispiel eines Abwendens vom praktischen Handeln zur beschaulichen oder betrachtenden Tätigkeit ist nicht das einzige.

Ist Karl V. im Kloster glücklicher geworden, als Faust bei all dem, was Mephisto ihm vergeblich geboten hat? Wenn ja, so doch nicht durch das, was das Kloster selbst ihm bot, sondern durch die Vorausahnung künftiger Freuden, der er sich dort hingab. Also insofern dasselbe wie bei Faust. Bei beiden gewährt die Phantasie das höchste Glück durch die Vorfreude von etwas, was in der Wirklichkeit nicht erreicht wird, also auch von abnehmender Reizempfindung nicht begleitet sein kann.

Bei beiden ferner, bei Karl V. wie bei Faust, macht sich das Bedürfnis nach Abwechslung geltend. Denjenigen, der den größten Teil seines Lebens in der Tätigkeit des betrachtenden Verstandes zugebracht hat, führt der Überdruß an dem, was die Wissenschaft bot, zum Handeln. Wessen Lebensaufgabe das Handeln war und dem kein Genuß, den das handelnde Leben bot, auch nicht die Seligkeit des Befehlens, das erstrebte Glück gebracht hat, gelangt zu einem dem Erkennen gewidmeten Leben. Dies wohl die Entwicklung der Mehrzahl. Beide Richtungen, soweit sie überhaupt Befriedigung gewähren, bieten sie nur in der Einbildung, in der Vorfreude über den erwarteten Erfolg.

---

<sup>1)</sup> Goethes Werke, Ausgabe von Hempel, XII. Teil, herausgegeben von G. v. Loeper, p. XXXVIII.

---